~~J. V 79~~

Const. 1 fl. 45 Xr.

Geogr.
6
3

Bip.

Beschreibung
von
Patagonien
und den
angrenzenden Theilen von Südamerika
aus dem Englischen
des Herrn Thomas Falkner.

Nebst einer
neuen Karte der südlichen Theile von Amerika.

Joh. Theophil. Hoeffel. dr.

Gotha,
bey Carl Wilhelm Ettinger.
1775.

Innhalt.

Vorrede.

Bewegungsgründe zur Herausgabe dieses Werks.
Gemeinschaftliches Interesse von Großbrittanien und Spanien.
Unglückliche Streitigkeiten zwischen beyden.
Betrachtungen über den Familientraktat.

Einleitung.

Von dem auf der Karte vorgestellten südlichsten Theil von Amerika.

Nachricht von der Karte.
Große Patagonen.
Bemerkungen über Herrn d'Anvilles Karte.

Erstes Kapitel.

Von dem Boden und den Produkten des südlichen Theils von Amerika.

Gebiet von St. Jago del Estero *)

*) Diese Stadt, welche von Cordova gen Norden liegt, ist nicht innerhalb der Grenzen der Karte befindlich.

Travesia oder Wüste ohne Wasser.
Landes-Produkte.
Algerrova und andere wilde Bäume.
Quiabrahacho und andere Zimmerholzbäume.
Angepflanzte Fruchtbäume, Weinstöcke.
Korn, Wachs und Honig.
Salpeter (große Menge) salziger Boden.
Zahmes Rindvieh und Schaafe, wildes Rindvieh.
Pferde, wilde und zahme.
Gold- und Silberbergwerke.
Apothekerwaaren, merkwürdige Kuren.
Theepflanze.
Eigenschaften des amerikanischen Thees.

Zweytes Kapitel.

Beschreibung des indianischen Landes, mit seinen Thälern, Bächen, Flüssen u. s. w. des großen Plataflusses mit seinen Aermen, Fischen und Häfen.

Der zweyte, dritte, vierte und fünfte Fluß.
Die Berge von Cordova und Yacanto.
Fruchtbare Thäler, spanische Meyerhöfe.
Wichtigkeit dieser Länder für Spanien.
Leichtigkeit, dieselben zu erobern.
Cordilleras, oder weiße Berge.
Volkane, merkwürdiger Ausbruch.
Das Land Buenos-Ayres, dessen Flüsse, Seen, u. s. w.

Unbe-

Unbewohnte Ebenen, der Fluß Saladillo.
Der Platafluß und seine Aerme.
Knochen und Skelete von außerordentlicher Größe.
Fische mit Schuppen.
Fische ohne Schuppen.
Ein noch nicht beschriebenes Amphibium.
Häfen des Plataflusses. Buenos-Ayres.
Kolonie St. Sakrament. Meerbusen von Barragan.
Häfen von Montevideo und Maldonado.
Nördliche Seite des Plataflusses.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung der Beschreibung des indianischen Landes mit seinen Thälern, Bergen, Flüssen u. s. w. — Terra del Fuego, Falklandsinseln.

Der Berg von Viboras und Monte del Tordillo.
Vorgebürge des heiligen Anton.
Das Land der Tuyu, seine Seen, Flüsse u. s. w.
Die Berge Vuulcan und Tandil.
Sandige Wüste, Berg Casuhati.
Land der Divihets, Salzteiche.
Hueyque Leuvu oder der Weidenfluß.
Der rothe Fluß oder erste Desaguadero.
Seen von Guanacache.
Der schwarze Fluß oder zweyte Desaguadero.

Die Flüsse Sanquel, Lolgen, Limee u. s. w.
See von Nahuelhuapi.
Halbinsel von Nahuelhuapi, Bay ohne Grund (Bay sans fond.)
Unternehmen, die Küste von Patagonien zu untersuchen.
Vorschlag zu einer neuen Kolonie.
Ein heiliger Baum, Fluß Camarones.
Land der Tehuelhets, Anta, eine Arzneygattung.
Bezoarsteine.
Landschaft der Huillichen, Lahual oder Alercebaum.
Taback, Südliche Tehuelhets.
Terra del Fuego.
Nachricht von den Falklandsinseln.
Verkauf der französischen Besitzungen, daselbst an Spanien.

Das vierte Kapitel.

Nachricht von den Einwohnern des auf der Karte beschriebenen südlichsten Theils von Amerika.

Die Nation der Moluchen, der Stamm der Picunchen.
Der Stamm Pehuenchen.
Vier Stämme Huillichen.

Innhalt.

Die Völkerschaft der Puelchen, Stamm Taluhets.
Stamm Divihets.
Stamm Chechehets.
Tehuelhets oder Patagonen verschiedener Stämme.
Leuvuches und ihre Caciken, Cacapol und Cangapol.
Kriege mit den Spaniern.
Berg-Tehuelhets.
Chulilau-Cunnees, Sehuau-Cunnees, Yacana Cunnees.
Fabelhafte Erzählungen von den Cäsaren.

Das fünfte Kapitel.

Von der Religion, Regierung, Staatskunst und Gebräuchen der Moluchen und Puelchen.

Begriffe von einer Gottheit, Schöpfung und künftiger Zustand.
Teufel, Zauberer, Gottesdienst.
Leichencäremonien.
Wittwen, Trauer und Gräber.
Regierung und Caciken.
Oberster Feldherr, Art, Krieg zu führen.
Eingeschränkte Gewalt der Caciken.
Heyrathen, Vielweiberey.
Zustand der Weiber.
Kinderzucht.

Klei-

Kleidung der Männer.
Waffen zur Vertheidigung und zum Angriff, Steinkugeln.
Weiberkleidung.

Das sechste Kapitel.

Nachricht von der Sprache dieser Landeseinwohner.

Grammatikalische Beobachtungen, Regeln, Beyspiele ꝛc.
Proben aus der moluchischen Sprache.
Wörterverzeichniß.

Vorbericht
des Uebersetzers.

Man glaubt durch die Uebersetzung dieses Werks dem gelehrten Publikum einen nützlichen Dienst erwiesen zu haben, da dasselbe in allem Betracht einen wichtigen Beytrag zur Erdbeschreibung und zur Geschichte der Natur und Menschheit enthält. Es lernet uns das Land, die Lebensart, Sitten, Gebräuche und Sprache eines Geschlechts von Menschen näher kennen, das seit geraumer Zeit der Gegenstand der öffentlichen und Privatunterhaltungen gewesen ist. Der Naturhistoriker kann daraus verschiedene Classen seines Systems bereichern; die **Kaims, Büffons, Iselins** und **Herders** erhalten dadurch einen reichen Stoff, Betrachtungen über den natürlichen Zustand des Menschen über den Ursprung und Fortgang der Kultur anzustellen; sie können aus den vorliegenden Datis des planen Erzählers, aus Sitten, Sprache, Religion ihre Hypothesen von der Bevölkerung dieses vierten Erdtheils und der Verschiedenheit

ganz von einander unabhängiger Menschenstämme, entweder der Gewißheit näher bringen oder verbessern, indem sie dieselben mit den Sitten, Sprachen und Religionen anderer Völker in Vergleichung setzen, um entweder Verschiedenheiten, oder Aehnlichkeiten und Gleichheiten, so wie sie vor einiger Zeit ein dänischer Missionar zwischen der Grönländischen Sprache und der Sprache der Esquimaux fand, zu entdecken, und die Folgerungen daraus zu ihrer Absicht anzuwenden. Der ansehnlichste Theil des Innhalts, welcher in der geographischen Beschreibung des südlichen Theils von Amerika besteht, gehöret unserm **Büsching, Gatterer, Schlözer** und **Meusel**, Männern, die, wenn sie sich gleich, einzeln betrachtet, durch den Eifergeist ihr Terrain zu behaupten, theilen lassen, dennoch, wenn es das allgemeine Interesse des Reichs der Wissenschaften betrift, dem sie gemeinschaftlich vorstehen, nie getrennt werden müssen.

Eine Vergleichung der gegenwärtigen nach den Entdeckungen des Verfassers entworfenen Charten mit den ältern Charten dieses Landes, besonders denen, die nach den Beschreibungen der in den jetzigen Zeiten berühmt gewordenen Südseefahrern, gemacht worden sind, wird zu erkennen geben, welche Bereicherungen und Verbesserungen die Erdbeschreibung von Amerika in Ansehung des südlichen Theils desselben, von den Bemühungen dieses alten, alle Kennzeichen

eines glaubwürdigen Erzählers an sich tragenden Reisenden erhalten hat; und daß, wenn wir nunmehr die ganze Beschaffenheit dieses Landes, seine Völkerschaften nebst ihren Grenzen u. s. w. kennen, wir diese Kenntniß ihm allein zu verdanken haben, da er unter allen, die in diese Gegenden gekommen sind, der einzige ist, der sich im Innersten des Landes, und zwar eine Reihe von vierzig Jahren hindurch, aufgehalten hat.

In einigem Betracht ist dieses Buch im geographischen Fache das, was im historischen Schlözers summarische Geschichte von Nordafrika ist, und was die kanarische, äthiopische Geschichte, die Geschichte der übrigen Staaten von Afrika und der arabischen und europäischen Kolonien, von eben diesem Schriftsteller bearbeitet werden wird; auch hier kann man sagen: Es ist Zeit, daß wir mit der Erdbeschreibung unserer vier alten Welten fertig werden, ehe wir mit der fünften und sechsten, die Georg III. entdecken läßt, alle Hände voll kriegen.

Anmerkungen hätten sich, um der Uebersetzung das gemeine Ansehn zu benehmen, unter dem Texte in Menge anbringen lassen. Aber eines Theils glaubte ich einen guten simpeln englischen Tuchrock zu verunstalten, wenn ich ihn mit ausländischen Tressen oder Franzen besetzte; andern Theils mochte ich nicht thun, als wenn ich einen Fehler hätte ersetzen wollen,

len, den doch der Verfasser, wenn er den Mangel solcher Anmerkungen und Erklärungen für einen solchen gehalten hätte, viel besser als ich würde ersetzt haben, wenn er anders nur gewollt hätte; und endlich, wenn ein Buch bloß für Kenner geschrieben ist, und Entdeckungen in irgend einem Fache menschlicher Kenntnisse enthält, so ist es unschicklich und vorwitzig, Erinnerungen anbringen zu wollen, die jeder andere kundige eben so gut machen konnte; so wie es nicht beschieden ist, bey allen Gelegenheiten dem Leser seine eigenen Gedanken und Einfälle vor der Stirne wegnehmen zu wollen. Gotha, den 24. April 1775.

Der Uebers.

Vorrede.

Man betrachtet die Errichtung einer englischen Kolonie auf den Falklandsinseln als eine Folge von einem Gedanken des verstorbenen Lord Anson, welcher glaubte, daß eine Niederlassung und die Versicherung eines guten Hafens in den südlichern Gewässern von Amerika, für die englischen Schiffe der beste Weg sey, den Handel und die Seemacht Großbritanniens auszubreiten. In dieser Rücksicht glaubte ich, daß ein Unterricht von der Geographie, den Einwohnern und andern Eigenthümlichkeiten des südlichsten Theils des festen Landes in Amerika von einigem allgemeinen Nutzen seyn und dem Wißbegierigen eine angenehme Unterhaltung verschaffen möchte. Ich machte mir zu dem Ende die Bekanntschaft eines Mannes zu nutze, der sich beynahe vierzig Jahre in Südamerika aufgehalten hat, und zur Berichtigung alter und Entwerfung neuer Charten von diesem Lande gebraucht worden war, und erhielt von ihm die Gefälligkeit, daß er nach seinen selbst gemachten Beobachtungen, und nach

den ihm von andern zugekommenen Nachrichten eine Charte entwarf, und derselben eine Beschreibung des Landes, und der Einwohner Indiens beyfügte. Er hat auch darinnen solcher Besonderheiten der Landesprodukte Erwähnung gethan, die theils zu Handelsartickeln dienen, theils der Arzeneykunde, der er sich gewidmet hat, zum Vortheil gereichen können. Die Veränderungen, welche mit seinem Aufsatze gemacht worden sind, betreffen bloß die Sprache und Ordnung desselben; aber die Erzählungen dieses alten Reisenden selbst sind von allen Zusätzen frey geblieben.

Eine andere Ursache gegenwärtiger Bekanntmachung ist, daß, im Fall zwischen den Höfen zu London und Madrit eine gänzliche Versöhnung zu Stande gebracht werden sollte, den englischen Kaufleuten wahrscheinlicher Weise wieder erlaubt werden dürfte, den Sclavenhandel, und vielleicht noch einige andere Handelszweige in den Plataflūß einzuführen.

Die Spanier, da sie keine Kolonien auf den Küsten von Afrika besitzen, wo Sclaven aufgekauft werden, haben Verwilligungsverträge geschlossen, das ist, sie haben den Kaufleuten anderer Nationen gleichsam die Erlaubniß verpachtet, das spanische Amerika mit afrikanischen Sclaven zu versehen.

Die englische Südseecompagnie hatte ein ausschliessendes Vorrecht eines solchen Vertrags

trags von den utrechtischen Friedensschluß an bis zum Ausbruch des Krieges mit Spanien im Jahr 1739. und die Compagnie hatte eine Factorey zu Buenos-Ayres, von wo aus der Sclavenhandel nicht allein mit den großen Provinzen von Buenos-Ayres, Paraguay und Tucuman, sondern sogar mit den Königreichen Peru und Chili viel vortheilhafter getrieben wurde, als über Portobello und Panama. Die Reise ist viel kürzer das Clima gesünder; die Lebensmittel sind besser, und in größerer Menge zu bekommen; Pferde und Landfracht sind so wohlfeil, daß die europäischen Güter von Buenos-Ayres nach Potosi und andern Theilen von Peru mit weniger Aufwand und Gefahr versendet werden können, als nach Portobello, wo sie über den Isthmus geführt, und zu Panama für die Häfen von Peru und Chili wieder eingeschifft werden müssen. Buenos-Ayres und die Häfen des Plataflusses sind nicht allein für die Spanier in der Aufrechthaltung des Handels von großer Wichtigkeit, sondern ihre Herrschaft in Südamerika hängt auch größtentheils von der Erhaltung des Besitzes dieser Häfen ab. Denn da ihre Schiffe nach Chili und Peru um das Vorgebürge Horn gehen, so müssen sie sich in dem Platafluß auf dieser langen Reise mit Lebensmitteln versorgen, oder von den Portugiesen abhängen, und in einigen brasilianischen Häfen einlaufen.

Vorrede.

Da es wahrscheinlich ist, daß die englischen Schiffe als Freunde oder Feinde dereinst in den Platafluß laufen werden, so hat man die Häfen dieses Flusses beschrieben, und eine Nachricht von den Fischen gegeben, die darin gefangen werden. Es würde auch ein Grundriß von diesem Flusse beygefügt worden seyn, wenn nicht ein solcher bereits in Charlevoix Geschichte von Paraguay zu finden wäre, auf welchem die Ankergründe mit großer Genauigkeit angegeben sind; indessen tragen sich mit den Sandbänken in diesem Flusse häufige Veränderungen zu. Seitdem die französischen und spanischen Monarchen ihren Familientraktat errichtet haben, sieht man oft französische Kaufpartheyschiffe in dem Platastrome und andern Häfen des spanischen Amerika, und man sagt, daß eine französische Handelsgesellschaft die Freyheit erhalten habe, den Sclavenhandel zu treiben. Die englische Nation kann so wie ehedem, von neuem unter allen Nationen, diejenige werden, die der spanische Handel am meisten begünstiget: Denn von allen Handelsverträgen, welche der spanische Hof mit fremden Nationen geschlossen hat, war keiner so vortheilhaft, als der mit den Engländern im Jahr 1670, wie Herr Wilhelm Godolphin, der zu Schließung dieses Traktats bevollmächtiget war, in einem Schreiben von Lord Arlington versichert.

Um das Gegründete dieser Muthmaßung zu zeigen, daß die Engländer mit der Zeit als die

die nützlichsten und erwünschendsten Bundsgenossen der Spanier, und auf die sie sich mit größter Sicherheit verlassen können, anzusehen seyn werden, kann ich nicht umhin, die gewöhnlichen Grenzen einer Vorrede zu überschreiten. Der Gegenstand ist interessant, und meine Gedanken darüber können vielleicht einem andern Gelegenheit geben, denselben weitläuftiger und besser abzuhandeln. Wenn man die wechselseitigen Bedürfnisse und das gemeinschaftliche Interesse der Unterthanen von Großbritannien und Spanien in ihren verschiedenen Beziehungen gegen einander selbst, und gegen andere Mächte erwäget, so wird es sich veroffenbaren, daß nicht zwey Nationen in der Welt sind, denen eine ewige Verbindung größere und dauerhaftere Vortheile verschaffen könnte. Die Spanier sind auch von der Wahrheit dieses Satzes so sehr überzeugt, daß daraus schon längstens ein Sprichwort unter ihnen entstanden ist: **Friede mit England, und Krieg mit der ganzen Welt;** und William Temple macht die Anmerkung: **daß die Spanier zu seiner Zeit ihre Hoffnung auf England gesetzt hätten, wozu sie sowohl durch ihre Zuneigung als ihr Interesse angetrieben würden.** Wären die Könige von Spanien mächtiger als sie itzt sind, und noch unumschränkte Beherrscher der Niederlande oder eines großen Theils derselben, so könnte man von Seiten der Engländer gegen eine feste und dauerhafte Vereinigung mit Spa-

 nien

nien einige Einwendungen machen. Die Nachbarschaft der flandrischen Häfen, die Manufakturen und der Lauf des Handels der englischen und flandrischen Kaufleute, welche letztere beynahe einerley waren, verursachten Eifersucht und Zwistigkeiten, mancher anderer politischen Absichten zu geschweigen, die nicht mehr da sind, seitdem die Könige von Spanien die siebzehn Provinzen der Niederlande verlohren haben. Ein falscher Religionseifer hat zuweilen die vortheilhaftesten Verbindungen gestöret; itzt aber scheint die Religion den grausamen Maaßregeln täglich abgeneigter zu werden, und ihren Einfluß in die allgemeine Verwaltung des Staats zu verlieren.

Die verschiedenen Bewegungsgründe zur Toleranz, die in diesem und gegen das Ende des letzten Jahrhunderts empor gekommen sind, ob sie gleich nicht alle die guten Folgen gehabt haben, die man sich von den wohlthätigsten Grundsätzen unterstützt durch die einleuchtendsten Beweise, versprechen sollte, haben zum mindesten in so fern einen Einfluß in den Rath der christlichen Prinzen gehabt, daß eine Vereinigung in der Religion nicht mehr als ein Bewegungsgrund bey Abfassung der Verträge, noch ein Unterschied in der göttlichen Verehrung als eine Ursache zur Uneinigkeit zweyer Nationen, deren politisches und Handelsinteresse sich in einem Punkte vereiniget, angesehen wird.

Der

Vorrede.

Der Handel ist ein Gegenstand, auf welchen die europäischen Mächte große Aufmerksamkeit richten, und der als ein vorzügliches Band der Vereinigung zwischen den Engländern und Spaniern betrachtet werden muß; weil die Handelsartickel, das ist, der Ueberschuß der Produkte Spaniens, oder der spanischen Kolonien, aus Dingen bestehen, an welchen Großbritannien gemeiniglich Mangel hat, oder die unumgänglich nothwendig sind, um die britischen Manufakturen in ihrem gegenwärtigen Grade von Vollkommenheit zu erhalten. Wein, Oel und andere spanische Früchte können gegen französische Waaren nicht umgesetzt werden; denn die Franzosen ziehen diese Dinge selbst aus ihrem eigenen Boden, und sie können auch auf keine Messe in so großer Menge und mit so grossem Vortheil der Spanier abgesetzt werden, als in Großbritannien und Irrland. Dieser Handel könnte beträchtlicher seyn, da es in dem innern Theil von Spanien manche vortreffliche Sorten von Wein giebt, deren Ausfuhre durch die Oeffnung der Landstraßen, und Aufhebung einiger innländischen Zölle, sehr erleichtert werden könnte. Die peruvianische Rinde, und verschiedene andere Apothekerwaaren werden uns ganz allein aus Spanien oder dem spanischen Amerika zugebracht. Wolle, Seide, Baumwolle, Kork, Indig, Cochenille, Brasilienholz, Kokosnüsse und andere Artickel werden so viel als möglich in ihrem ersten Wachsthume

nach

nach England geschickt, so daß die Beschäftigung des Künstlers, und der Profit der aus seiner Arbeit entstehet, in diesem Königreiche, in einem Punkt zusammen treffen.

Die Spanier haben bisher aus England und dessen Kolonien mehr geholt, als der ganze Betrag ihrer Ausfuhre ausmacht, und der Ueberschuß ist mehrentheils in Silber bezahlt worden, und dieses reicht immer hin, unsere gangbare Münze davon zu schlagen, unsere Silbergeschirre, daraus verarbeiten zu lassen, und den Handel der ostindischen Kompagnie zu unterstützen.

Es läßt sich nicht leicht bestimmen, wie weit der Handel zum Vortheil beyder Nationen ausgebreitet werden könnte; denn wir müssen uns vorstellen, daß in einem so ungeheuerm Lande, als das spanische Amerika ist, wo die Natur des Bodens und das Clima beständig abwechselt, und das in einigen Gegenden an allen Arten von Mineralien einen Ueberfluß hat, beständig neue Quellen des Handels entdeckt werden. Der Salpeter und die gedörrten Blätter der Theepflanze, deren in diesem Werke gedacht wird, werden künftig für englische Waaren vertauscht werden, anstatt daß wir sie noch itzt in Bengalen und China für Silber aufkaufen, und uns auf diese Weise von diesem Metalle entblößen. Die Ausfuhren von hier aus nach Spanien bestehen hauptsächlich in britischen Manufakturwaaren,

waaren, von welchen in England, Schottland oder Irrland selten eine Gattung verarbeitet wird, die sich für den Handel mit Spanien nicht schicken sollte.

Der gegenwärtige Zustand des Ackerbaues in Spanien ist schuld daran, daß seine Einwohner zuweilen Mangel an Getraide leiden. Es ist öfters von England dahin geschickt worden, aber wahrscheinlicher Weise wird Spanien wohl von nun an durch die englischen nordamerikanischen Kolonien damit versorget werden. Die spanischen Schiffe könnten sich nicht mit Lebensmitteln versehen, wenn sie ihnen nicht erst aus diesen Pflanzstädten, oder aus Irrland zugebracht würden.

So nehmen auch die Spanier von den Engländern eine beträchtliche Menge eingesalzener und gedörrter Fische; welches vieles zur Erhaltung dieser Pflanzschule von Seeleuten, nämlich der Neufundlands und britischen Fischereyen beyträgt.

Der Gang des Handels dieser beyden Nationen durchkreuzet sich nie, noch wird der eine zum Schaden des andern geführt. Wenn man davon den Kontrebandhandel von Jamaika ausnimmt, welcher aufhören, oder so wie der Kontrebandhandel anderer Nationen unterdrückt werden würde, wenn man die Engländer in dem ordentlichen spanischen Handel begünstigte, und die Schiffsladungen, die aus Europa

in Galleonen der Silberflotte und Registerschiffen geschickt werden, im spanischen Amerika um ein beträchtliches wohlfeiler, als sie jetzt sind, verkauft würden. Dieses kann auch leicht geschehen, ohne die öffentlichen Einkünfte des Königes von Spanien zu schwächen, wenn man die gegenwärtige verwickelte und ungewisse Art der Taxirung veränderte, und die unnöthigen Formalitäten, so manchen verdrießlichen Aufschub und den großen Aufwand ganz abschaffte, der damit verbunden ist, wenn man sich an die spanischen Minister wenden will; denn dadurch wird der privilegirte Handel gedrückt, der Preis der Waaren, die in Amerika verkauft werden, sehr erhöht, und zugleich der Werth der Waaren, die man von da mit zurück nimmt, verringert, welcher doch durch die Geschwindigkeit der Zurückfahrt sowohl zum Vortheil der Kreolen als Spanier selbst sehr steigen würde.

Eine andere Ursache der Uneinigkeit war das Recht an den Küsten der Bey Honduras, Brasilienholz zu fällen, dessen Ausübung sich die Spanier lange widersetzt haben, das aber den Engländern in einem Artikel des letzten Friedens verwilliget worden ist. Es mögen auch Mißhelligkeiten dadurch verhütet worden seyn, daß die Spanier in dem nemlichen Frieden alle ihre Ansprüche auf die Fischerey an den Küsten von Neufundland aufgegeben haben. Man hält die Biskajer für die ersten Seeleute, die auf diese Fischerey ausgegangen sind; und wenn ihnen

der erste Besitz ein Recht gab, so konnten sie dasselbe auch durch einen Artikel auf die Engländer übertragen.

Eine gar zu umständliche Auseinandersetzung eines jeden Handelszweiges würde den meisten Lesern ekelhaft seyn; ich glaube aber, jemehr man diesen Gegenstand untersucht, desto deutlicher werde erhellen, daß das wahre Handelsinteresse dieser zwey Königreiche auf alle Art und Weise übereinstimme oder sich zusammen vertrage; und beynahe eben dieses kann auch in Ansehung der einem jeden dieser Königreiche zugehörigen Provinzen gelten, weil keins von beyden eine Provinz besitzt, die nach den Grundsätzen einer guten Staatskunst für den andern ein Gegenstand der Mißgunst seyn könnte; denn den Felsen von Gibraltar ausgenommen, ist nicht ein Fleck Landes unter der Herrschaft des Königes von Großbritannien, dessen Besitz sich ein patriotischer König von Spanien wünschen sollte; und diese Festung und die Insel Minorca sollten mehr für Vorrathshäuser für den mittelländischen Handel als für kriegerische Posten gehalten werden, oder wenn sie ja ein feindliches Ansehen haben, so ist dieses nothwendig, um das Ansehen der britischen Flagge gegen die barbarischen Korsaren in Sicherheit zu setzen; keinesweges sollen sie aber den Argwohn einer unfreundschaftlichen Gesinnung der Engländer gegen die spanische Nation erregen. Die Provinz Ostflorida, die ebenfalls in dem Pariser

Traktat

Traktat gegen die Havanna abgetreten worden ist, war für die Spanier in Friedenszeiten von wenig oder gar keinen Folgen und im Fall eines Krieges mit England möchte diese Niederlassung den englischen Kolonien schädlich gewesen seyn. Da auch dieses Land von der einen Seite an Georgien und Carolina und von der andern an Westflorida grenzt, welche Länder die Franzosen in eben diesem Traktat abgetreten haben, so würde dessen Eroberung den Engländern nie viel gekostet haben; um deswillen können die Spanier da ihnen an dem Frieden mit England viel gelegen ist, den Verlust dieses ihnen so beschwerlichen und vertheidigungslosen Landes immer verschmerzen.

Der Fluß Mißisippi ist die schicklichste und bequemste Grenze, um allen künftigen Streitigkeiten vorzubeugen. Die Breite des Flusses, und die Länge seines Laufes, geben ihm das Ansehen, als wenn er von Natur dazu gemacht worden wäre, die ungeheuren Reiche des britischen und spanischen Amerika von einander zu scheiden. Der gegenwärtige Umfang der englischen Kolonien wird vermuthlich ihren Abfall von dem Mutterlande verzögern, weil derselbe den guten Fortgang beträchtlicher Manufakturen nachtheilig seyn möchte. Denn keiner wird mehr auf dem Weberstuhle oder Ambos für den Kaufmann oder Werkmeister, der im ganzen handelt, arbeiten da er einen gewissen Antheil Länderey zugetheilt bekömmt, den er ganz zu seinem

seinem eigenen Vortheil anbauen kann. Die Unterwürfigkeit dieser Kolonien unter den großbritanischen Beherrscher ist in gewissen Rücksichten für Altspanien von eben so großer Wichtigkeit, als für Altengland. Denn wenn die britischen Amerikaner unabhängig werden, so wird solches die Einwohner der großen Königreiche des spanischen Amerika anreitzen, diesem Beyspiel zu folgen, welches sie auch zu thun genöthiget seyn werden, wenn ihre Gemeinschaft mit Europa einmal unterbrochen worden ist. Denn Nordamerika ist mit Zimmerholz und allen Arten von Bedürfnissen zum Schiffsbau besser versehen, als alle Länder in der Welt. Dadurch würde eine große Seemacht aufgerichtet werden können, und das Volk den kühnen und unternehmenden Geist bekommen, mit welchem freye Regierungen gemeiniglich die Menschen beseelen. Unter solchen Umständen müßten die spanischen Kreolen mit den Nordamerikanern ihren Handel treiben. Keine Schätze könnten mit Sicherheit nach Spanien gebracht werden. Die meisten Kriegsschiffe und die Silberflotte würden oftmals den nordamerikanischen Seeräubern nicht entgehen, besonders auf der Fahrt windwärts, und in dem schmalen Kanal zwischen den Bahamainseln und dem festen Lande. Die Muthmasung scheint also vernünftig zu seyn, daß eine vollkommene Unabhängigkeit der nordamerikanischen Kolonien von der großbritannischen Regierung, durch ihre Folgen die nemliche

Unabhängigkeit aller andern Theile von Amerika von den andern europäischen Nationen nach sich ziehen werde. Eine solche Revolution würde für alle Europäer ein widriges Schicksal seyn, weil sie dadurch wieder in die Armuth ihrer Vorfahren zurücke kehren, und viele unter ihnen die Forderungen des heutigen Luxus aus ihren Gedanken verbannen müßten.

Das Interesse der britischen und spanischen Nationen bleibt beständig auch in jenen entfernten Gesichtspunkten, welche von künftigen zufälligen Begebenheiten abhängen, und sogar in Betracht vieler ihrer unmittelbaren und gegenwärtigen Beziehungen auf die benachbarten Staaten, mit einander vereiniget.

Frankreich ist die Macht, auf welche beyde Nationen eifersüchtig seyn müssen. Ein ehrgeitziger unternehmender Monarch, wie Ludewig der XIV. würde für beyde Königreiche ein sehr gefährlicher Nachbar seyn. Man merkt es jetzt gar zu wohl, daß die Maasregeln, denen Oliver Cromwell und verschiedene andere unserer Könige gefolgt sind, Frankreich zu erheben und die spanische Macht zu unterdrücken, dem wahren Interesse der britischen Monarchie nachtheilig gewesen sind. Außer der gemeinschaftlichen Gefahr, die man von Frankreich zu befürchten hat, hängt die wechselseitige Größe von England und Spanien von der Erhaltung des allgemeinen Gleichgewichts der Macht unter den europäischen

päischen Staaten und des besondern Gleichgewichts unter den italiänischen Republiken und Fürsten ab. Die Freyheit der Niederländer, Schweitzer und Hanseestädte und die Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung scheinen in der Waagschale der Macht, auf welcher die britischen und spanischen Monarchien abgewogen werden müssen, Gegenstände von großem Gewichte zu seyn.

Wenn zwischen diesen beyden Nationen eine Harmonie und Vereinigung zu Stande gebracht werden könnte, so würde dieses die beste Schanze gegen die ehrgeitzigen Absichten des französischen Hofes seyn; es würde einen Einfluß in die Festsetzung des englischen Handels in Portugal haben, und dazu dienen, den Uebermuth der Räuberstaaten von Afrika, deren Korsaren die Küsten von Spanien öfters beunruhiget haben, in Zaum zu halten; endlich würde es eine Art von Grundstütze seyn, worauf die Freyheit von Europa, das ist, die Unabhängigkeit der verschiedenen Mächte desselben, sicher ruhen könnte. Denn wenn diese Mächte überzeugt wären, daß weder die Engländer damit umgiengen, auf dem festen Lande Europens Eroberungen zu machen, noch die Spanier die Absicht hätten, ihre Herrschaft über die pyrenäischen Gebürge auszubreiten, so würde ein solches uneigennütziges System ihren vereinigten Unterhandlungen in Staatsangelegenheiten

Nachdruck geben und ihnen das Zutrauen anderer Nationen erwerben.

Der vornehmste Einwurf, der diesem Plan zu einer dauerhaften Verbindung zu machen wäre, könnte aus den Kriegen zwischen England und Spanien und den fast immer fortdauernden feindseligen Gesinnungen, die man seit der Gelangung des Hauses Burbon zum spanischen Thron beständig wahrgenommen hat, hergeleitet werden. Es ist deswegen nöthig, zu zeigen, auf welche Art diese Kriege entstanden sind; nemlich aus einem politischen System, das ausländisch und dem wahren Interesse der spanischen Nation zuwider war. Die Unterwürfigkeit des Hofes zu Madrit unter die Rathschläge oder vielmehr Befehle des französischen, hörte mit dem Absterben Ludewigs des XIV. auf, und die Spanier fiengen an, wieder zu dem Gefühle ihrer eigenen Wichtigkeit und angebohrnen Eifersucht gegen ihre mächtigen und ehrgeitzigen Nachbarn zurückzukommen.

Aber König Philipp V. gab, entweder aus einem falschen Begriffe von der christlichen Vollkommenheit, oder durch die Schwachheit seines Körpers oder seiner Seele veranlaßt, die Zügel des Regiments in die Hände seiner zweyten Gemahlin. Sie war die Tochter des Herzogs von Parma, und ungeachtet sie an den König von Spanien vermählet war, blieben ihre Gesinnungen dennoch immer italiänisch.

Der

Der höchste Punkt des italiänischen Patriotismus ist die Befreyung Italiens von fremdem Joche und besonders von der Herrschaft der Deutschen; und dieser Königin ganzes Bestreben gieng auf die Ausübung dieses Patriotismus. Sie hatte noch einen andern Bewegungsgrund, einen Krieg in Italien anzufangen, welcher vielleicht am stärksten auf sie würkte; und dieses waren künftige Königreiche, oder unabhängige Herrschaften für alle ihre Söhne. Auf diese Art überwand der Ehrgeitz der italiänischen Prinzeßin und die Kinderliebe der Mutter, ihre Pflicht als Königin, die die Regierung über eine große Nation führete. Die Kriege wurden angefangen, und die jungen Prinzen durch eine große Verschwendung von Blut und Reichthümern, aber ohne die mindeste Aussicht eines Vortheils für das Volk von Spanien unterstützt. Und weil die Eingebohrnen bey den Entwürfen, die ihrem Vaterlande zum Schaden gereichten, weniger thätig und wachsam seyn mochten, so erwählte die Königin den Cardinal Alberoni, einen Italiäner, den Riperda einen Niederländer und andere Ausländer zu ihren Ministern.

Die Entwürfe dieser Königin waren den politischen Aussichten der Engländer und dem System des großen Bündnisses des Königs Wilhelm zuwider; dagegen kamen sie dem Interesse Frankreichs zu statten; nicht allein, weil auf diese Weise der spanische Hof, um diese Entwürfe

ausführen zu können, mit Frankreich vereiniget und davon abhängig wurde, sondern auch, weil das Etablissement der spanischen Prinzen auf die Austreibung der Oesterreicher aus Italien gegründet war. Frankreich gewann also, indem es in die Absichten der Königin eingieng, einen reichen Bundesgenossen und schwächte zu gleicher Zeit einen mächtigen Nebenbuhler.

Nach dem Tode Philip V. verschwanden die Gedanken, in Italien Eroberungen zu machen. Denn der Sohn von seiner ersten Gemahlin, Ferdinand VI. der ihm auf dem Thron folgte, liebte die spanische Nation, sprach selten eine andre Sprache, als die spanische, und nahm nur Spanier zu Ministern an. König Ferdinand hatte keine Kinder, und aus dieser Ursache hatte die verwitwete Königin, deren Söhne ihm einmal nachfolgen sollten, eine starke Parthey am Hofe; aber demungeachtet konnte er weder durch ihren Einfluß noch durch alle französischen heimlichen Anschläge zu einem Krieg mit England bewogen werden, ob sie gleich jene Verbindung mit diesem Königreiche verhindert haben mochten, zu welcher ein einsichtsvoller und wirklich patriotischer König von Spanien jederzeit geneigt seyn wird.

Ferdinand VI. starb ohne Leibeserben und das Königreich fiel auf den ältesten Sohn der verwitweten Königin, Don Carlos, damaligen König von Neapel. Er war bereits durch die vorher-

vorhergegangenen Verabhandlungen geneigt gemacht worden, sich mit dem französischen Interesse zu vereinigen; aber das Ministerium zu Versailles nahm sich für, ihn in eine noch engere Verbindung mit Frankreich zu bringen, und in dieser Absicht, glaubt man, habe es ihm die Aussicht, sowohl für seine eigene Person, als auch durch seine Nachkommen bey dem Mangel eines männlichen Zweiges des ältern Stammes der burbonischen Familie einstens auf den französischen Thron gelangen zu können, vor Augen gelegt. Der verstorbene Dauphin war damals in einem sehr schwächlichen Gesundheitszustande, und seine Söhne wurden, wie man sagt, von dem Dr. Tronchin und den französischen Aerzten als Personen von kränklicher Leibesbeschaffenheit, die ihnen weder ein langes Leben noch Nachkommen verspreche, vorgestellt. Hierauf wurde zwischen beyden Monarchen der Familienvertrag geschlossen, in dessen geheimen Artikeln ausbedingt seyn soll, daß der spanische Stamm des Hauses Burbon zur Krone von Frankreich gelangen sollte, im Fall Ludewig der XV. keine männlichen Nachkommen hinterlassen würde; der Name Familienvertrag giebt zu erkennen, daß darinn einige Einrichtungen in Ansehung der Familiensucceßion gemacht worden sind, und er würde ein uneigentlicher Titel seyn, wenn in dem Vertrage keine andere Artikel, als nur diejenigen, stünden, die man dem Publikum angekündiget hat. Die Ursache, warum

man diese Artikel, die sich auf die Succeßion beziehen, geheim gehalten hat, ist leicht einzusehen; weil sie nemlich eine Verletzung des utrechtischen Friedens sind, in welchem Philip V. auf die deutlichste Art für sich und seine Nachkommen allen künftigen Ansprüchen an das Königreich Frankreich entsaget hat. Der französische Minister, Herr von Torcy, bemühete sich sehr, dieser unbedingten Entsagung auszuweichen, wie man aus seinen Briefen an den Lord Bolingbroke sehen kann; aber das englische Ministerium bestand darauf; und in der That war dieses der beträchtlichste unter allen Vortheilen, die man durch alle die glücklichen Erfolge in dem Kriege der Königin Anna erhalten hat, der in der Absicht unternommen war, der Abhängigkeit der Spanier von dem französischen Hofe zuvorzukommen; denn der Innhalt der geheimen sowohl als der bekannt gemachten Artikel des Familientraktats geht auf die Begründung dieser Abhängigkeit.

Das Daseyn solcher geheimen Artikel, die sich auf die burbonische Familie beziehen, kann nicht allein aus dem Titel des Traktats, sondern sogar aus denjenigen Artikeln gefolgert werden, die bekannt gemacht worden sind; indem die zwey Könige in diesen Artikeln keine andere Grundsätze äußern, als nur ihre wechselsweise Ergebenheit gegen einander, und die Erhaltung der Ehre ihrer Familie; Grundsätze, die nur auf sie

allein

allein Beziehung haben, und keineswegs auf den Handel, oder auf die wechselseitige Naturalisirung ihrer beyderseitigen Unterthanen. Aber es würde für die Menschheit zu erniedrigend und für die Würde der menschlichen Natur zu demüthigend seyn, wenn man glauben wollte, daß die Fürsten nicht nöthig hätten, das Wohl ihres Volkes in Betracht zu ziehen, oder daß das Leben und Glück von Millionen nicht eher von ihnen geschätzt zu werden verdienten, als wenn sie zur Hoheit eines Monarchen, und zum Ruhm einer königlichen Familie beytrügen: und ich will deswegen gern glauben, daß in den geheimen Artikeln des Traktats einige Gedanken, die die Glückseligkeit der Unterthanen beyder Mächte betreffen, mit begriffen sind.

Beyde Monarchen hatten in der Person ihres Vorfahren, Ludewig, des XIV. ein Beyspiel einer unmäßigen Begierde zur Familienvergrößserung vor sich. Diesem wurde, nach dem Absterben des letzten Königes von Spanien aus dem Hause Oesterreich, von seinem Minister der Rath gegeben, bey der Einrichtung zu bleiben, die in dem Theilungstraktat gemacht worden war, und die für die französische Nation viel vortheilhafter gewesen seyn würde, als die völlige Succeßion, welche Ludwigs Enkel, der Herzog von Anjou, vermöge des, von dem damals zuletzt abgeschiedenen Könige von Spanien hinterlassenen, Testamentes, in die spanische Monarchie erhielt. Aber Ludewig faßte nur solche

Entschließungen, von welchen er glaubte, daß sie seiner Familie rühmlicher wären, ob sie gleich Europa in einen langwierigen und blutigen Krieg verwickelten, der sein Königreich selbst an den Rand des Verderbens brachte. Diese Gesinnung war in der Seele dieses französischen Monarchen so herrschend, daß er keinen andern Bewegungsgrund zu dem im Jahr 1672 wider Holland angefangenen Krieg anführte, als nur seinen eigenen Ruhm. Er hielte sich einsmal von einem seiner Unterthanen für sehr beleidigt, als dieser in einer öffentlichen Rede, die er vor ihm hielt, von dem Interesse Frankreichs und dem Wohl des Staats sprach; denn er wollte nicht haben, daß die Franzosen andere politische Grundsätze, als blos einen enthusiastischen Eifer für die Ehre ihres Königs, hegen sollten. Die Vaterlandsliebe der Engländer und ihre Treue gegen ihren König gründen sich auf vernünftigere und der menschlichen Natur würdigere Grundsätze. Wir vereinigen glücklicher Weise diese zwey Pflichten mit dem Besitz eines Königs, der gar kein Interesse hat, welches von dem Interesse der britischen Nation getrennet wäre, und den seine Familienverbindungen nicht zu Kriegen oder Verträgen verleiten, die seinen Unterthanen nachtheilig sind, sondern vielmehr die Ruhe und Glückseligkeit seines ganzen Volkes als den einzigen Endzweck und Ruhm seiner Regierung betrachtet.

Die

Die Vorbereitungen zu dem Familienvertrag wurden dadurch gemacht, daß der König von Frankreich die Ansprüche seines Schwiegersohns Don Philip, und seines Enkels des jetzigen Herzogs von Parma, auf die Königreiche Neapel und Sicilien fahren lies. Die dereinstige Erbfolge in diese Königreiche war ihnen durch den Aachner Vertrag festgesetzt worden, im Fall Don Carlos der damalige König von Neapel, König von Spanien werden sollte; aber Frankreich willigte darein, daß der spanische Monarch seinen eigenen Bruder, und hernach seinen Neffen, dessen Mutter die Tochter des vorigen Königs von Frankreich war, von der Succeßion ausschloß, und die Königreiche Neapel und Sicilien seinem dritten Sohne zuwand.

Um die Vereinigung, die man durch den Familientraktat zu bewerkstelligen suchte, noch mehr zu befestigen, und dem Könige von Spanien von Seiten des französischen Hofs noch mehrere Proben von Aufrichtigkeit zu erkennen zu geben, wurden der Herzog von Orleans, der, wenn man die spanische Linie ausnimmt, der nächste Erbe zur Krone ist, und die andern Prinzen von Geblüt jener Theilnehmung an der französischen Regierung verlustig gemacht, wozu man sie vermöge ihrer Geburt und des Herkommens oder der Reichsverfassung durchgängig berechtiget hielt. Die Würde und das Ansehn dieser Prinzen in der Meinung des französischen Volkes herunter zu setzen, kann als ein Theil

des

des Systems des Familientraktats angesehen werden; und vielleicht sind die Parlamenter oder hohe Gerichtshöfe aus den nemlichen Grundsätzen getrennet, und die patriotischen Rechtsgelehrten verwiesen oder ins Gefängniß gesetzt worden; weil man von ihnen glaubte, sie wären geneigt, die Gültigkeit der Renunciation Philip des V. wie auch den Sinn und den Innhalt des salischen Gesetzes, welches auswärtige Prinzen von der Gelangung zur Krone Frankreichs ausschließet, aufrecht zu erhalten.

Der spanische Monarch hat auf gleiche Weise alle diejenigen, von welchen man argwohnte, daß sie den Familientraktat mißbilligten, entweder verwiesen, oder sonst beungnadiget, und man bediente sich in den meisten beträchtlichen spanischen Städten französischer Spione zur Beobachtung ihrer, über diese neuentworfene Vereinigung mißvergnügten, Einwohner. Dieses Verfahren scheint dem Betragen eines August, Antonius und Lepidus zu gleichen, die dem System des römischen Triumviratvertrags ihre Privatfreundschaft aufgaben, und ihre besondern Verbindungen aufopferten.

Der König von Spanien ist noch weiter gegangen; denn er hat dem Abgotte des Familienehrgeitzes das ganze Interesse der spanischen Nation als ein Opfer dargebracht. Er verband sich mit den Franzosen in dem Kriege gegen England, und stürzte seine Armee in Portugal

gal ins Verderben; in der Havanna ward seine Flotte zu Grunde gerichtet, und nach der Eroberung dieses Ortes lag das ganze spanische Amerika den siegreichen britannischen Flotten und Armeen gleichsam offen, und meistentheils in einem vertheidigungslosen Zustand.

Außer diesem Verluste, den sie sich wider ihren Willen zuzogen, waren die Spanier im Begriff, durch diesen Familientraktat ihre Unabhängigkeit, ihre Gebräuche, ihre Sitten, ihre Sprache und Trachten zu verlieren, und Franzosen zu werden, damit ihr König für einen gebohrnen Franzosen gehalten werden und bey der französischen Nation beliebt seyn möchte. Ferner mußten die Spanier zufolge dieses Plans nach Verlauf einiger Jahre ihren Handel und Reichthum verlieren. Denn da der spanische und spanischamerikanische Handel und Reichthum den Franzosen eben so gut als den Spaniern selbst offen steht, so werden jene, da sie sowohl viel zahlreicher, geschäfftiger und fleißiger, als auch gelinder und einnehmender sind, als diese, mit der Zeit den spanischen Handel allein an sich ziehen, zum großen Nachtheil der Spanier, und aller handelnden Nationen von Europa, welche bisher ihre Waaren dahin versendet, und einen großen Antheil an dem spanischen Handel gehabt haben, die Franzosen werden außer ihren eigenen Waaren sehr wenig fremde nöthig haben, den Bedürfnissen Spaniens und des spanischen Amerika abzuhelfen; oder sie

werden sich eher von Manilla aus mit einer grössern Menge ostindischer Waaren, als gegenwärtig, versehen lassen, als zugeben, daß ihre europäische Nachbarn für einen Theil des Reichthums des spanischen Westindiens an diesem Handel Antheil nehmen.

Durch einige neuerliche Edikte des Königes von Spanien ist der Verkauf der Wolle und roher Seide so eingeschränkt, daß die französischen Faktore bald den ganzen Handel dieser beträchtlichen Artikel an sich ziehen werden, und, welches erstaunlich ist, die Künstler und Handwerksleute in Spanien werden von der Regierung abgeschreckt, wenn sie sich einfallen lassen, den französischen entgegen zu arbeiten. Dieses sind einige Folgen des Familienvertrags; viele andere sind wegen der Unordnung des französischen Finanzwesens und der ehrsüchtigen Unternehmungen der nordischen Mächte noch zur Zeit nicht so leicht einzusehen. Es ist schwer, von den Folgen, die dieser außerordentliche Vertrag künftig nach sich ziehen wird, richtig zu urtheilen; weil es in der Geschichte voriger Zeiten nur sehr wenige Vergleiche giebt, mit welchen der Familientraktat eine Aehnlichkeit hat.

Die publicirten Artikel dieses Traktats scheinen, in so fern sie wegen der wechselseitigen Naturalisirung der Unterthanen beyder Königreiche, und der unnatürlichen Vereinigung der Macht und des Interesse der zwey Nationen,

die einander hierinn sehr entgegengesetzt sind, Vorsehung getroffen haben, eine heimliche Absicht anzukündigen, daß nemlich die zwey Königreiche durch einen einzigen unumschränkten Herrn beherrscht werden sollen, im Fall die Suceßion in beyde Reiche auf eine Person fallen werde. Wenn wir diese Artikel von einer andern Seite betrachten, und in so fern sie keine andere Bewegungsgründe zu Schließung dieses Contrakts, als nur die persönliche Zuneigung der beyden Monarchen gegen einander und die Ehre ihrer Familie, enthalten, so gründen sie sich völlig auf den morgenländischen Despotismus, nach welchem jeder Unterthan, und alles, was ihm zugehört, als wahres Eigenthum des Beherrschers angesehen wird. Und in der That würde durch die Vereinigung Frankreichs und Spaniens unter einen unumschränkten Herrn ein solches ungeheures Reich entstehen, welches, nach der Meynung des Verfassers des Buchs vom Geist der Gesetze, jene Art der willkührlichen Regierung erfordert, die alle mittelbare Gewalt, z. B. die Immunitäten der Geistlichkeit, die Privilegien des Adels und verschiedener Classen der Bürger, ausschließt, als welche, so wie alle Macht und alles Ansehen, deren Ertheilung nur dem unbedingten und unmittelbaren Willen des Despoten allein überlassen ist, zufolge dieses Systems vernichtet werden müssen. Herr von Montesquieu hat seine Landsleute vor dieser Revolution in ihrer Regierungsform und

vor

vor der Begierde, die Herrschaft ihres Königreichs zu erweitern, gewarnet, und beydes zum voraus als die Ursache einer solchen Veränderung der französischen Regierungsverfassung angegeben.

Auch der Innhalt der geheimen Artikel des Familienvergleichs, im Betreff der, der spanischen königlichen Familie gegebenen, Hoffnung zur dereinstigen Gelangung zur Krone Frankreichs, war wahrscheinlicher Weise von der morgenländischen Denkungsart und einem ähnlichen Zug der Staatsklugkeit des türkischen Kaisers hergenommen, der die krimmische Tartarey, mittelst eines mit dem Cham oder Herrn dieses Landes errichteten Familientraktats, als ein Lehn an sich brachte, und lange Zeit in diesem Zustand erhielt. In diesem Traktat kamen beyde Theile, nach der von Herrn Knowles in seiner türkischen Geschichte ertheilten Nachricht, darinn überein, daß das türkische Reich, wegen Mangel männlicher Erben in der ottomannischen Familie dem Tartar Cham, vermöge des Rechts des ersten Besitzers versichert seyn sollte. Da der türkische Sultan und der Tartar Cham von einem gemeinschaftlichen Stammvater abstammen, betrachtet dieser den Sultan als seinen Vorgesetzten oder als das Haupt seiner Familie, und als denjenigen, der durch die Erstgeburth die Rechte der Vaterschaft von seinem Patriarchen oder ersten Stammvater ererbet habe.

Nichts

Nichts hat sowohl Fürsten als Unterthanen in ihren Begriffen von der bürgerlichen Regierung mehr irre geführt, als die Verwechselung der Schuldigkeiten eines Kindes mit den Pflichten eines Unterthans, die aus einer dichterischen Anspielung von der Gewalt eines Vaters auf die Gewalt der Obrigkeit entstanden ist. Denn so wie alles Recht und Eigenthum nur dem Vater, den Kindern aber nur der Gebrauch dessen zustehet, was ihnen der Vater zu ihrem Unterhalte vergönnet; so behauptet man auch nach diesen Grundsätzen, daß der Regent der einzige Eigenthümer sey, der Unterthan hingegen sich nur des Niesbrauchs, wie es die Rechtslehrer nennen, nach dem Willen und Wohlgefallen ihrer patrialchalischen Obrigkeit zu erfreuen habe.

Aus diesen irrigen Begriffen sind die Familien und alle diejenigen Verträge entstanden, die aus andern Bewegungsgründen, als dem Wohl der Unterthanen geschlossen worden sind. Der ottomannische Familientraktat hat die Crimm und die crimmische Tartarey lange Zeit von dem türkischen Kaiser abhängig erhalten; aber dennoch kann es sich zutragen, daß der burbonische Familienvertrag in Rücksicht auf die Spanier nicht eben dieselben Folgen nach sich zieht, da der Reichthum, die Lage und andere Umstände der spanischen und tartarischen Völker sehr von einander verschieden sind. Die Spanier haben bereits ein Zeichen der Sclaverey, nemlich die französische

Tracht von sich abgelegt; und es giebt noch mehr Zufälle, die die Absicht des französischen Familienvertrags vereiteln können. Die drey Söhne des letzten Dauphins sind ungeachtet der Prophezeyhung der Aerzte noch immer am Leben. Wenn sie männliche Nachkommen erhalten, so möchte dieses die Aussicht der Spanier auf den Besitz des königlichen französischen Throns so weit aus ihrem Gesichtspunkt entfernen, daß es am Ende für ihre königlichen Prinzen kein Gegenstand der Aufmerksamkeit mehr seyn wird. Ueberdieß werden sie einsehen, daß der Wille der Könige, ob er gleich während ihrer Lebenszeit unumstößlich ist, dennoch nach ihrem Tode öfters in Vergessenheit kömmt, und daß das Gesetz von der Nachfolge in das Königreich Frankreich einmal eben so wenig, als der letzte Wille Ludewig des XIV. beobachtet werden wird.

Die benachbarten Mächte würden sich wohl aus vielen Ursachen der durch diesen geheimen Vertrag gemachten Entkräftung der im Utrechter Friedenstraktat gethanen feyerlichen und öffentlichen Rechtsentsagung widersetzen. Die Franzosen haben bey vielen Gelegenheiten ihre Abneigung, sich von ausländischen Prinzen regieren zu lassen, zu erkennen gegeben, und sie sind der Nachfolge fremder Regenten auf ihren Thron durch ihr salisches Gesetz zuvorgekommen. Es ist wahr, der Buchstab dieses Gesetzes schließt lediglich die Weiber von der Erbfolge in das Königreich aus, aber der Grund dieses Gesetzes

oder die wahre Ursache, warum diese alte Verordnung noch jetzt fortdauert, scheint diese zu seyn, weil die Prinzeßinnen in fremde Familien heyrathen, und ihre Kinder mit dem Geiste und den Sitten der französischen Nation unbekannt sind, welches ihnen in der Person ihres Königes sehr unangenehm seyn würde. Keinesweges aber kann dieser Grund in weiblicher Schwäche liegen, weil auch verwitwete Königinnen während der Minderjährigkeit ihrer Söhne regieret haben, und es giebt wenige Höfe, wo die Weiber einen größern Einfluß in die Regierungsgeschäffte gehabt hätten, als am französischen. Auch sind diejenigen männlichen Erben ausgeschlossen worden, deren Ansprüche sich auf das Recht der Weiber gründen, welches der Fall Königs Eduard des dritten in England gewesen ist. Der scheinbare Grund davon war, daß die Königin, seine Mutter, da sie selbst kein Recht hätte, auch keines auf ihren Sohn bringen könnte; allein die wahre Ursache dieser Ausschließung scheint gewesen zu seyn, daß er von dem größten Theil der französischen Nation als ein Ausländer betrachtet worden ist; und wahrscheinlicher Weise werden die spanischen Prinzen mit der nemlichen Einwendung in den Gemüthern des Volks zu streiten haben. Es kann auch geschehen, daß, im Fall der jetzige König von Spanien durch die Betrachtung der mancherley Vortheile, die der spanischen Monarchie durch eine dauerhafte Verbindung mit England

 zuwach-

zuwachsen müssen, nicht dazu zu bewegen ist, dennoch ein anderer Nachfolger sein Interesse in einem ganz andern Licht erblicken, oder durch die Denkungsart des einsichtsvollen Theils seiner Unterthanen regiert werden wird; denn der Staatsrath des Regenten, sogar in unumschränkten Regierungen, wird früher oder später von der allgemeinen Denkungsart der Nation eingenommen.

Dieses ist die vornehmste Ursache, das Publikum auf diese Materie aufmerksam zu machen, weil die Kaufleute und andere, welche Handel und Wandel mit den Spaniern treiben, öfters Gelegenheit bekommen können, das, was hier angeführet worden ist, und viele andere Bewegungsgründe zu unterstützen, die ihnen zur Herstellung einer Art von Nationalgefälligkeit und guten Vernehmens zwischen zwey Völkern vorkommen dürften, die in vielem Betracht Wohlthäter gegen einander werden können. Sollte unglücklicher Weise zur Aufführung des durch den Familientraktat gemachten Plans ein Krieg ausbrechen, so wird man sich bey den Spaniern immer einen guten Willen zu machen suchen, indem man mitleidig gegen die Ueberwundenen oder Gefangenen wäre, oder gegen sie andere Handlungen von Menschlichkeit blicken ließe, zu welchen die Engländer öfters sehr geneigt sind. Wir könnten auch den Spaniern vorstellen, daß wir nicht wider sie sondern wider ihren König Krieg führten, ungefähr so wie

der

der König von Syrien wider Ahab König von Israel. Die Syrer waren beordert, die Israeliten nicht als ihre Feinde zu betrachten, sondern ihre Macht nur wider ihren König Ahab zu richten, der durch seine falschen Propheten hintergangen worden war. Eben so können wir die Spanier versichern, daß wir immer in Friede und Harmonie mit ihnen zu leben wünschten, und daß wir ihren König dafür hielten, wofür er selbst gehalten seyn will, nicht für das Haupt und den Repräsentanten ihrer Nation, sondern für einen Prinzen aus der burbonischen Familie, der die spanische Monarchie als eine Versorgung ererbt hat, die der jüngern Linie dieser Familie ausgesetzt worden ist; oder, wie es die Franzosen ausdrücken würden: La monarchie d'Espagne n'est que l'apanage d'un cadet de la Maison de Bourbon; daß wir aber keinesweges Feinde des spanischen Volkes wären und nicht trachteten uns den Besitz eines Landes zuzueignen, worüber sie das Eigenthumsrecht haben; daß wir es recht wohl fühlten, daß die Reiche Peru und Mexiko unsern Untergang befördern, und der Besitz derselben unser Land wahrscheinlich noch mehr entvölkern würde, als die südlichen Provinzen Spaniens, weil unsere ausgebreitete Schiffarth, und die Natur unserer Regierungsform nicht so, wie in Spanien, wo ohne des Königs Erlaubniß niemand nach Amerika gehen darf, verstatte, die Unterthanen durch Zwangsmittel von der Auswanderung abzuhalten. Wir

könnten diesen noch beyfügen, daß wir gar keine Unterwürfigkeit oder Dienstpflichtigkeit von Seiten Spaniens verlangen, sondern daß jede Nation nach der Würde eines unumschränkten und unabhängigen Staats handeln möchte; daß wir von den Spaniern weiter nichts, als ihre Freundschaft und einen wechselseitigen wohleingerichteten Handel, der für beyde Nationen sehr wohlthätig sey, forderten.

Die Niederlassungen auf den Falklandsinseln, auf Florida, und an dem Flusse Mißisippi, kann man als eine genommene Vorsicht gegen die allzudeutlichen Absichten des Familientraktats und die kriegerischen Anstalten des spanischen Hofes ansehen. Wenn die Nation und der Handel der Engländer auf eine freundschaftliche Art und nach dem Range behandelt würden, in welchen sie eine richtige Einsicht in das Interesse der spanischen Monarchie setzen muß, so würden sich die Spanier, vermöge der wechselseitigen Freundschaftserwiederungen, auf die Regierung sowohl, als auf die Unterthanen Großbritanniens sicher verlassen können; und unsere Seemacht, anstatt daß sie jetzt ein Gegenstand des Aufruhrs und der Eifersucht ist, würde die Beschützerin des ungeheuren spanisch-amerikanischen Reichs werden.

England hat seine Millionen Sterlinge aus den uneigennützigsten Grundsätzen des Heroismus zu Kriegen angewandt; wer wird also daran zweifeln, daß unsere tapfern Landsleute ihre Stärke zum Vortheil einer Nation brauchen würden, von deren Verbindung und Handel sie selbst große fortdauernde Vortheile zu gewarten hätten!

Ein-

Einleitung.

Von dem auf der Charte entworfenen südlichsten Theile von Amerika.

Ich habe mir keinesweges vorgenommen, eine Beschreibung von dem Königreiche Chili zu geben, da es Ovales bereits gethan hat; sondern ich schränke mich nur auf diejenigen Theile ein, die ich gesehen habe, und die am wenigsten bekannt worden sind.

Die Seeküste dieser Charte ist größtentheils von d'Angville's Charte von Südamerika nach Boltons Verbesserungen genommen; die Inseln Falklands aber sind nach den neuern Entdeckungen, und die magellanische Straße nach Bernettis Charte gezeichnet worden, der bey dem Geschwader des Herrn von Bougainville Schiffsprediger war.

In Ansehung der östlichen Seeküste, die ich im Jahre 1746. beobachtete, habe ich einige Veränderungen gemacht, so wie um das Vorgebürge St. Anton herum, wo ich mich einige Jahre aufgehalten habe. Bey der Beschreibung der innern Theile des Landes bin ich durchgängig meinen eigenen Beobachtungen gefolget; da ich selbst einen großen Theil davon durchreist, und die Lage und Entfernung der Plätze sammt den Flüssen, Wäldern und Bergen aufgenommen habe. Wo ich nicht durchkommen konnte, bediente

ich mich der Nachrichten eingebohrner Indianer, und gefangener Spanier, die viele Jahre unter ihnen gelebt, und ihre Freyheit wieder erlangt hatten. Unter vielen andern, von welchen ich unterrichtet wurde, war der Sohn des Capitain Mansilla zu Buenos-Ayres, der sechs Jahre unter den Tehuelhets Gefangener gewesen war, und den größten Theil ihres Landes durchreiset hatte, auch der große Cazike Cangapol, der zu Huichin am schwarzen Fluß wohnte. Ich habe mich bemühet, sein Bild so ähnlich zu zeichnen, als es nur mein Gedächtniß verstattete. Seine und seiner Gemahlin, Huenni, Gestalt und Kleidung sind auf der Charte vorgestellt. Dieser Befehlshaber, den die Spanier den Caziken Bravo hießen, war groß und wohl gemacht. Er muß sieben Fuß und einige Zolle lang gewesen seyn, weil ich, wenn ich auf den Zehen stand, nicht bis an das äusserste Ende seines Kopfs reichen konnte. Ich war sehr gut mit ihm bekannt, und that einige Reisen in seiner Gesellschaft. Ich kann mich nicht erinnern, jemals einen Indianer gesehen zu haben, der einen oder zwey Zoll größer gewesen wäre, als Cangapol. Sein Bruder, Sausimian, war aber ungefähr sechs Fuß hoch. Die Patagonier oder Puelches sind zwar große, stark beleibte Leute; aber nie ist mir etwas von jenem Riesengeschlechte, wovon andere Meldung thun, bekannt worden, ungeachtet ich Leute von allen den verschiedenen Stämmen der südlichen Indianer gesehen habe.

Alle meine eigenen Beobachtungen und die Untersuchungen, die mir von andern Personen mitgetheilet worden sind, haben mich verbunden, das Land von Osten nach Westen einen großen Theil breiter vorzustellen, als es auf der d'Angvillischen Charte erscheinet, die ich nicht im Stande bin, mit den Nachrichten der Indianer, und mit dem was ich selbst in Rück-

sicht

sicht auf die Entfernung der Oerter beobachtet habe, zu vereinigen. Selbst bey dem den Spaniern zugehörigen Lande irret er, sollt' ich meynen, darinn, daß er in Bestimmung der Entfernung von Cordava nach Santa Fe vierzig Meilen weniger, als sie in der That beträgt, angiebt. Der Weg zwischen diesen beyden Städten ist eine vollkommene Ebene, ohne die mindesten Hügel; und dennoch wird sich kein Postillon unterstehen, ihn in weniger als vier oder fünf Tagen vollenden zu wollen, ob sie gleich in einem Tage gemeiniglich zwanzig und mehr Meilen zurück legen.

Die Reise von einer dieser zwey Städte zur andern, und wieder von beyden nach Buenos-Ayres habe ich viermal vollendet.

Ich glaube nicht, daß ein geschickter Mann eine Beobachtung über die Länge in dieser Gegend angestellt hat, auf die man sich verlassen könnte, um die Verschiedenheit der Mittagslinie von den Oertern dieser südlichen Halbkugel richtig festzusetzen. Und die Irrthümer der Erdbeschreiber, die sie dadurch begehen, daß sie dieses Land schmäler, als es wirklich ist, vorstellen, ist vielleicht Schuld daran, daß man so viele Schwierigkeit gefunden hat, die Zeit der Umsegelung des Vorgebürges Horn zu berechnen, wozu die Schnelligkeit und Veränderlichkeit der Ströme Anlaß gegeben hat, und wovon eine besondere Nachricht in der englischen Uebersetzung von Don Ulloa's Reise nach Südamerika im zweyten Kapitel des zweyten Bandes zu finden ist.

Erstes Kapitel.

Von dem Boden und den Produkten des südlichsten Theils von Amerika.

Die Gegend um die Stadt St. Jago del Estero, in der Provinz Tucuman, ist ein plattes, trocknes und sandiges Land; der größte Theil desselben ist mit dicken Wäldern bedeckt, die funfzig Meilen gegen Süden anfangen, und bis an das Gebiete Tucuman fortlaufen, welches von St. Jago dreyßig Meilen gen Norden entfernet ist. Sie erstrecken sich beynahe zwanzig Meilen weit gegen Morgen von Rio Dulce und gegen Abend bis an den Chaco, welches ungefähr sechzig Meilen beträgt. Es giebt sehr wenige freye Felder in diesem Gebiete, und diese werden noch dazu gewöhnlich durch die Flüsse Dulce und Salado (der süße und salzige Fluß) so sehr überschwemmt, daß die Einwohner genöthiget sind, Wälder zu fällen, um hinlängliches Erdreich zur Bestellung ihres Chacras zu gewinnen. Hinter den Wäldern ostwärts nach den Gebürgen von Rioja und dem Thale von Catamarca zu, sind sehr weite Ebenen, die reich an Trifften sind, aber kein einziges frisches Wasser haben, dasjenige ausgenommen, das sich bey der nassen Jahrszeit in Seen sammlet; wenn aber diese fehlen, so ist man auf der Reise durch diese Gegend in großer Gefahr, vor Durst zu sterben. Die große Anzahl von Kreutzen, die hier errichtet worden sind, und die man noch itzt auf diesen Ebenen sieht, sind ein Beweiß, wie viele, die diese gefährliche Reise gewagt haben, ein Raub ihrer Kühnheit geworden sind. Dieses ungeheure Gefilde breitet sich beynahe achtzig Meilen

len weit aus, von den Gebürgen von Cordova an bis an die Gebürge des Thales von Catamarca, und wird die Troavesia von Quilino und Ambergasta genannt.

Dieser Widerwärtigkeiten ungeachtet, ist dieser Boden, wenn er recht bearbeitet wird, nicht unfruchtbar, und bringt Wasser= und wohlriechende Melonen, die unter allen, die in diesem Lande wachsen, die schmackhaftesten sind, in erstaunlicher Menge hervor. Die Tucumanischen Melonen sind zwar größer, aber ihr Geschmack ist wegen der ausserordentlichen Fruchtbarkeit des dasigen Bodens nicht so gut. Auch wird daselbst eine große Menge Getraide gebaut und nach Cordova und Buenos=Ayres verführt. Die Baumwolle geräth sehr gut; der Indig war ehedem eines der ansehnlichsten Produkte dieses Landes, das aber durch die Nachläßigkeit der Einwohner ganz verlohren gegangen ist. Eine kleine Menge Cochenille wird von einer Art niedriger stachlicher Opunzia gesammlet, das sich selbst in Wäldern fortpflanzt und wild wächst. Man würde mehr davon bekommen, wenn man sie gehörig abwartete, und auf eben die Art zubereitete, wie in Quito und andern Gegenden von Peru. Der Boden würde auch durch eine ordentliche Pflegung und Bebauung Pfirschen, Feigen und Datteln hervorbringen.

Die wildwachsenden Bäume sind der Algarrova, der Mistol, der Channar und der Molie, ausser einigen andern von geringerm Ansehn.

Der Algarrova ist ein großer Baum, ungefähr von der Stärke einer mittelmäßigen Eiche; sein Holz ist fest, dauerhaft und breit gemasert. Seine Blätter sind klein und eingekerbt, und viele derselben wachsen zusammen an einem gemeinschaftlichen Stiele nahe an einander und gegen einander über, so daß ihrer zehen

hen oder zwanzig ein einziges Blatt, wie bey der Pechtanne, zu bilden scheinen. Er trägt kleine Blüthen, von einer matten weißen Farbe, die, wie bey der Johannisbeere, traubenförmig, aber kleiner und dicker wachsen. Diese bekommen alsdenn geräumige lange Hülsen, wie die Erbsen, aber nicht so breit. Sie sind zweyfacher Gattung, weiße und schwarze; die letztere ist schmäler, aber einigermaßen lieblicher. Ehe sie zur Reife gelangt, ist sie grün, und bewirkt eine starke Zusammenziehung und Rauhigkeit, wenn man sie auf die Zunge bringt; wenn sie aber reif ist, hat sie eine ungemeine Süßigkeit, und einen starken unangenehmen Geruch, wie die Wanzen. Dieser Baum wächst sehr häufig und ist eine Gattung von Acacia, weil er der arabischen Acacia ähnlich ist. Die Einwohner machen von dieser Frucht, aus welcher ein großer Theil ihrer Lebensmittel besteht, eine reiche Erndte. Sie machen sie zu Mehl und vermischen dieses zuweilen mit Mais, verdünnen es mit kaltem Wasser, und nennen sodann diesen Brey Anapa.

Das Mehl alleine, welches sehr harzig ist und zusammen klebt, kneten sie in Kuchen oder drücken sie in viereckige Büchsen, heben sie sodann zu ihrer Speise auf und nennen sie Patay, von den zerstossenen Hülsen machen sie ihre Chica, ein sehr starkes Getränke; auf diese gießen sie kaltes Wasser und lassen es zwölf bis vier und zwanzig Stunden stehen; während welcher Zeit es anfängt zu gähren, sehr stark und hitzig wird und heftige Trunkenheit verursacht. Man könnte aus dieser Chica einen bewährten Spiritus ziehen, aber die Einwohner sind zu dieser Absicht nicht geschickt genug. Weiter gegen Mittag zu wächst dieser Baum so hoch nicht, und in dem Gebiete der Tehuelhets, schwindet er sogar zu einer kleinen Staude herab, die nicht höher ist, als ein Yard. Ich habe die Frucht

dieses

dieses Baumes bey der Auszehrung, die durch häufigen Schweiß entstand, und in der Schwindsucht mit großem Erfolg im Patay oder der Chica geben sehen; und diese Krankheiten sind unter dem Volke, das sich derselben zu ihrer Nahrung bedient, gar nicht gemein.

Es giebt eine zweyte Gattung dieses Baumes, die ich für die wahre arabische Acacia halte. Sie trägt eben solche Blätter, wie der Algarrova, aber die Blüthen und Früchte sind von dieser sehr unterschieden. Die Blüthen haben eine feine gelbe Farbe, sind klein, wachsen in einen runden Haufen zusammen, und haben einen sehr aromatischen Geruch. Die Hülsen sind dicker, sehr schwarz, und haben einen Saamen, der wie Linsen aussieht, aber härter ist. Er bestehet aus einem harzigen Wesen, hat einen starken zusammenziehenden Geschmack, und giebt, wenn er mit Vitriol versetzt wird, eine schwarze Farbe, womit man wollen und leinen Zeug färben kann, zu welchem Ende sie auch von den Einwohnern gebraucht wird. Das Holz dieses Baumes ist fester und von einer dunkler rothen Farbe als das Holz des Algarrova; es quillt aus demselben ein Gummi hervor, welches ganz genau mit dem arabischen Gummi übereinkömmt.

Es giebt noch eine dritte Gattung, die nicht groß und deren Hülse dunkelroth und fast braun ist; sie ist weder zusammenziehend noch süß, aber die Eingebohrnen machen davon ein Getränke, womit sie unter sich die Venusseuche heilen. Durch dieses Mittel wird der Schweiß befördert, und ich habe damit Curen verrichten sehen, die in England eine Salivation erfordert hätten.

Endlich habe ich auch noch eine vierte Art dieser Hülsen gesehen, die von dem Chaco kam; sie war breiter und länger, und noch dunkelröther als eine von den vorigen Arten. Sie waren sehr zusammenziehend

und

und balsamisch, hatten einen durchdringenden Geruch, wie das Cypressenholz, und waren (wie mich der Missionar, der sie mitbrachte, versicherte), die Frucht eines starken dornigen Baums ohne Blätter; ich halte dafür, daß sie balsamisch, eine zusammenziehende Wundarzney sind, und in der Arzneykunst, wenigstens bey äussern Schäden von großem Nutzen seyn würden.

Der Mistol ist in diesem Lande ein niedriger krummer Baum. In heißern Ländern wächst er höher und gerader, und in kalten Gegenden, gegen Süden von St. Jago wächst er gar nicht. Die Indianer brauchen ihn zu ihren Lanzen, da sein Holz sehr schwer und zähe ist. Er trägt eine rothe Frucht, in der Größe einer Kastanie; ihre Schale ist sehr dünn, und umgiebt einen großen harten Kern, die Eingebohrnen essen die Rinde und das darunter befindliche wenige Fleischige, und machen davon ein Getränke, das sehr süß ist.

Der Chamar ist unter den wärmern Himmelsstrichen ein dicker schlanker Baum, ob er gleich nicht so groß ist als hier, mehr gegen Süden. Seine Aeste sind sehr krumm und dornig; sein Stamm beständig grün, und mit einer dünnen Rinde, wie Pergament, umgeben, die verdorret, abfällt und von neuem wieder wächst. Er macht gutes Feuer und Kohlen. Sein Holz ist hart und fest und kömmt in Ansehung der Farbe dem Gelben sehr nahe. Die Indianer machen hauptsächlich ihre Steigbügel daraus, aber es scheint noch zu einem bessern Gebrauch, z. B. zum Bauen, und dergleichen tauglich zu seyn. Die Blätter sind klein und eyförmig; seine Frucht ist jener am Mistol ähnlich, aber kleiner, und weder so süß, noch von einer so rothen Farbe. Man braucht sie zu eben der Absicht, wie die Frucht des Mistols.

Der Molle ist ein großer Baum, den man in dem mittäglichen Theil der Provinz Tucuman nicht antrift. Sein Holz ist von einer sehr feinen Ader, und ausserordentlich schön; man kann es aber, weil es dem Wurmstich so sehr unterworfen ist, nicht mit Vortheil verarbeiten. Es giebt zwey Gattungen von diesem Baume, die eine hat ein Blatt von der Größe eines Lorberblats, dem es auch ähnlich ist; die andere hat die nämliche Eigenschaften mit jener, nur daß sie kleiner ist. Sie sind beyde immer grün und ihre Blätter dienen, wenn man sie stößt zur Gerbung der feinen Ziegenfelle, die in diesem Lande gemacht werden. Aus ihrem Stamme fließt eine ansehnliche Menge Gummi, dessen man sich, weil es sehr wohlriechend ist, als Weihrauch bedient. Die breitblättrige Gattung, trägt auch noch eine große Menge schwarzer Früchte, die, wenn sie reif sind, eine sehr hellblaue und beynahe weißfarbige Schale haben. Sie sind ungefähr von der Gestalt der schwarzen Johannistrauben, und viele daran wachsen in Trauben, wie die Kirschen. Sie schmecken süßer als der Algarrova, und geben im Wasser abgekocht einen sehr süßen und brennenden Extrakt oder Syrup; gießt man aber Wasser darüber, so bekömmt man eine Chica, die sowohl im Geschmack als Geruch stärker ist, als das Getränke von der Algarrova. Ein Rausch von diesem Getränke hält gemeiniglich zwey bis drey Tage an, und giebt den Augen derer, die davon trunken sind, einen wilden und funkelnden Blick; ein gewisses Kennzeichen, daß dieses Getränke stark und voller Geist ist.

Es giebt noch viele andere sehr schöne nutzbare und ausserordentlich hohe Bäume, die hauptsächlich in tiefen Thälern, oder auf dem Gipfel hoher Berge wachsen, unter welchen der weiße und rothe Quiabrahacho, der Viraro, der Lapacho, die Ceder, der Timbo, der

wilde

wilde Wallnußbaum, sammt dem Lorber und der Weide befindiich sind. Diese letztere wachsen zwar sehr hoch und dick, sind aber nicht viel zu nutzen.

Der weiße und rothe Quiabrahacho oder Axtbrecher, von seiner erstaunlichen Härte so genannt, wächst in den Wäldern, auf dem flachen Lande, nordwärts von Cordova; zu St. Jago wachsen sie acht bis zehn Ruthen hoch, sehr gerade und verhältnißmäßig dick. Die erste Art dieser Bäume hat Blätter, die unserm Buxbaum ähnlich, aber etwas breiter sind und eine scharfe dornige Spitze haben. Auch in Ansehung des Holzes trift man zwischen diesen beyden Aehnlichkeit an, nur daß der Quiabrahacho einen rothen Kern hat. Man kann es gut zu Zimmerholz brauchen, ist von einer schönen Ader, aber sehr zerbrechlich, hart zu verarbeiten und entsetzlich schwer. Die zweyte Gattung ist ganz von jener unterschieden; ihre Blätter wachsen wie die am Eibenbaum; sie ist höher und schwerer als der weiße Quiabrahacho, ihr Holz blutroth und nicht anders, als wenn es noch grün ist, zu verarbeiten. Denn wenn es über diese Zeit liegen bleibt, so wird es so hart, daß ihm kein Werkzeug etwas anhaben kann. In der Härte und Farbe kömmt es dem rothen Marmor so nahe, daß man es nicht leicht von demselben zu unterscheiden im Stande ist.

Der Viraro hat ein Holz von weißer Farbe, wie unsere Ulmen, und wird zu Balken oder andern dergleichen Absichten gebraucht. Es ist sehr dauerhaft und gut zu verarbeiten.

Einer der schätzbarsten Bäume dieser Gegenden ist der Lapacho. Ich habe ihn zwar niemal im Wuchs, sondern nur dicke Blöche u. s. w. davon gesehen, die acht bis neun Yards lang waren, und zum Gebrauch nach Spanien in die Oelmühlen, zur Stampfung der Oliven, geschickt wurden. Das Holz ist von einer dunkel-

dunkelgrünen Farbe, hat eine gute Ader, und ist nicht so zerbrechlich, wie der Quiabrayacho, aber sehr hart und schwer.

Die Cedern sind so wie die unsrigen. Der Timbo ist eine Art wilder Cedern, die an den Ufern der Flüsse wachsen.

Die wilden Wallnußbäume sind sehr dick und hoch. Ich habe deren welche von zwölf Yärds in der Länge gesehen, die verarbeitet und viereckig gezimmert nach Tucuman gebracht werden sollten. Sie tragen keine Früchte, und ihr Laub gleicht dem an unsern Wallnußbäumen, aber es ist etwas größer. In einigen tiefen Thälern, unter den Bergen, habe ich Cedern und wilde Wallnußbäume gesehen, deren Länge ich auf funfzehn bis zwanzig Yärds schätzte, und die schnur gerade gewachsen waren. Diese Bäume wachsen alle wild, nebst noch vielem andern vortrefflichen Nutzholz, wovon das meiste Dornen trägt. Ich will von diesen nur des Lanza Erwähnung thun, der deswegen so genennt wird, weil die Eingebohrnen Speere und Lanzen davon machen. Dieser Stamm ist gelb, sehr gerade und ein vortreffliches Holz, das die besten Achsen an Wagen und Kutschen giebt.

Die Einwohner ziehen auch sehr viel gute Fruchtbäume, die sogar in Paraguay wild wachsen, als Zitronen und Orangen, und zwar von beyden süße und sauere. Pfirschbäume, sowohl gezogene als wilde, haben sie im Ueberflusse. Zu Cordova und Mendoza hat man Aepfel und Birnen von allerley Gattung, Granatäpfel, Aprikosen, Zwetschen und Kirschbäume, desgleichen an manchen Oertern Feigen, die meistens wild wachsen, und bey sehr weniger Wartung häufig fortkommen; auch indianische Feigen. Ferner bringt dieses Land in einigen Gegenden Weinstöcke hervor, wovon zu Mendoza, Rioja und San-Juan sehr viel

gebaut wird; auch im Thale Catamarca und zu Cordova sind einige wenige Weinberge. Der Wein, der davon gemacht wird, wird theils zum häußlichen Nutzen verbraucht, theils zum Verkauf nach Buenos-Ayres, Tucuman, Salta, Injuy u. s. w. verschickt. Diese Waare ist manchmal sehr wohlfeil, und würde es noch mehr seyn, wenn die Abgaben nicht so schwer wären, die man in den Städten, wohin sie versendet wird, entrichten muß.

Man baut auch meistens alle Gattungen von Getraide, und sie kommen besonders in den Bezirken von Cordova, St. Jago und Rioja, wenn sie gewässert werden können, gut fort; desgleichen zu Buenos Ayres, und Santa Fe, wenn das Jahr nicht zu trocken ist. Dieser Artickel könnte in großer Menge zu haben seyn, und sehr viel davon mehr nach Süden zu hervorgebracht werden; aber die Indianer säen nicht. Die Moluchen allein bearbeiten den Boden ein wenig, wiewohl ohne zu pflügen, und pflanzen nur so viel, als sie mit ihren Messern zu schneiden im Stande sind. In Tucuman ist das Land zu naß für Getraide, aber die Einwohner erndten große Aecker von Mais oder indianischem Waitzen ein, den sie zu St. Jago für Getraide umtauschen.

Einer der vornehmsten Handelsartickel von St. Jago ist Wachs und Honig, das in großer Menge in den ungeheuern Wäldern an beyden Ufern des Flusses Salado gefunden wird. Das meiste davon findet man in den Aushölungen umgefallener Bäume, und verkauft es in alle nachbarliche Provinzen. Es giebt noch eine Art Honig, Alpamisqua genannt, das von einer sehr kleinen Biene gemacht wird, die es unter der Erde in steinigtem Boden bauen; es schmeckt bittersüß, treibt den Urin, und ist ein bewährtes Mittel wider den Stein.

Ein

Ein anderes sehr beträchtliches und noch nicht sehr bekanntes Produkt ist der Salpeter, welcher in großer Menge gesammelt werden könnte, wenn man mehr Fleiß darauf wendete; denn das Salzland nimmt einen sehr großen 200 bis 250 Meilen langen und 40 bis 50 Meilen breiten Strich Landes ein. Es fängt etwa zwölf Meilen nördlich von dem Berge Vulcan an, und erstreckt sich in der Breite gegen das Vorgebürge des heil. Antons durch die Provinz Buenos-Ayres, südlich und westlich am Flusse Plata, läßt Cordova gegen Westen, alsdenn läuft es über das ganze Gebiete Santa Fe, von der Stadt Corientes bis an die Vereinigung der berühmten Flüsse Paraguay und Parana. Es ist hier so breit, daß es alle Theile des Gebietes von St. Jago, die an der westlichen Seite des Flusses Dulce liegen, und die ganze Ebene von Rioja bis an die Gränzen des Thales Catamarca umfassen kann. Dieses erhellet aus dem salzigen Geschmacke aller Bäche und Flüsse dieser Länder, deren Wasser nicht eher getrunken werden kann, als bis sie sich mit dem Parana vereiniget haben. Alle Quellen dieses großen Strichs Landes schmecken mehr oder weniger salzig. Aber die Flüsse, die sich von den Bergen nach Cordova, Tucuman, Charamoras und Anconquixa herab ergießen, haben an ihrer Quelle vortreffliches Wasser, das sie viele Meilen weit behalten, bis sie entweder in den Parana fallen, oder von den Salzteichen verschlungen werden. Man macht eine ansehnliche Menge Salz zum eignen Gebrauch aus der Erde in Paraguay in der Stadt Assumtion; aber in größtem Ueberfluß trift man es in der Nähe von Rioja und St. Jago an. So bald es nur ein wenig stark regnet, schießt die Erde vom Salpeter ganz weiß an; ihre Kälte ist den Füßen empfindlich, und man würde alsdann mit einer Bürste oder Federn sehr viel Salpeter nur mit

wenig Erde vermischt einsammlen, oder mit dem Regenwasser von den stehenden Wassern oben wegschöpfen können. Die Einwohner dieser Gegenden sammlen selten mehr, als was sie zu Verfertigung ihres Schießpulvers brauchen, das hauptsächlich zum Gebrauch an ihren Festen zubereitet wird. Ich habe öfters davon kleine Quantitäten in kleinen krystallenen Cylindern von ungefähr zwanzig Pfund gekauft, welches nur von dem gröbsten Unflat gereiniget und nicht würfelförmig war; welches beweist, daß es mit keinem Sal gemmae, wie unser Salpeter, vermischt ist. Wenn man auf diese Entdeckung eine besondere Aufmerksamkeit richtete, so würde dieselbe von großen Vortheilen begleitet werden; denn man könnte den Salpeter in Böten auf dem Flusse Salado nach Santa Fe und von da auf dem Parana nach Buenos-Ayres schaffen. Der größte Handel dieses Landes besteht in allerhand zahmen Vieh. Es giebt allenthalben zahlreiche Heerden Schaafe, und als ich das erstemal hieher kam, war das Hornvieh in einer so großen Menge vorhanden, daß es, ausser den Heerden zahmen Viehes, Heerdenweise wild und ohne Eigenthümer auf den Ebenen an den beyden Ufern der Flüsse Parana, Uruguay und Plata umher lief, und alle Gefilde von Buenos-Ayres, Mendoza, Santa Fe und Cordova bedeckte. Aber die Gierigkeit und Verabsäumung der Spanier haben diese ungeheure Anzahl des wilden Rindviehes dergestalt verringert, daß das Fleisch in diesen Gegenden itzt ausserordentlich theuer geworden wäre, wenn sich nicht noch wenige Personen dieses Theils der Viehzucht aus Vorsicht sorgfältig angenommen hätten. Seit meiner ersten Ankunft in dieses Land verstrich kein Jahr, daß nicht fünf bis acht Schiffe, die meistens mit Häuten beladen waren, von Buenos-Ayres absegelten; es wurde eine erstaunliche Menge Vieh geschlach-

geschlachtet, und weiter nichts als das Fett, Inselt und die Häute davon genommen; das Fleisch wurde der Fäulniß überlassen. Die Anzahl des auf diese Weise allein in dem Gebiete dieser Stadt und der Stadt Santa Fe in einem einzigen Jahre geschlachteten Hornviehes belief sich auf nicht weniger als einige hundert tausend Stücke. Dieses Handwerk hat zwar noch itzt nicht ganz aufgehört; aber das Hornvieh ist dennoch wohlfeil; und sogar zu Cordova wird ein junges Rind nicht höher als mit zwey Thalern bezahlt; in vorigen Zeiten hingegen würden sie nicht halb so viel gekostet haben.

Es giebt auch eine große Menge zahmer, und eine erstaunliche Anzahl wilder Pferde. Ein zwey oder oder dreyjähriges Füllen kostet einen halben Thaler oder ungefähr zwey Schillinge und vier Stüber; für ein dienstbares Pferd bezahlt man zwey Thaler, und für eine Stute drey, manchmal auch nur zwey Realen. Die wilden Pferde haben keine Eigenthümer, sondern laufen in großen Heerden auf den ungeheuren Ebenen umher, welche gen Osten von der Provinz Buenos-Ayres und dem Ocean bis an die Mündung des rothen Flusses; gen Westen von den Gebürgen von Chili und dem ersten Desaguadero; gen Norden von den Bergen von Cordova, Yacanto und Rioja, und gen Süden von den Wäldern, die die Tehuelhets und Divihets von einander scheiden, eingeschlossen werden. Sie begeben sich von einem Orte zum andern, ziehen den Winden entgegen, und auf einer Reise ins Land, die ich im Jahr 1744. unternahm, und um derentwillen ich drey Wochen auf diesen Ebenen zubringen mußte, traf ich sie in so großer Anzahl an, daß sie mich vierzehn Tage lang unaufhörlich umgaben. Manchmal rannen sie in dichten Haufen zwey bis drey Stunden lang in vollem Gallop vor mir vorbey, wäh-

rend welcher Zeit ich nebst meinen vier Indianern, die mich bey dieser Gelegenheit begleiteten, Gefahr lief, von ihnen umgeronnen und in Stücken zertreten zu werden. Ein andermal gieng ich durch eben dieses Land, und traf nicht ein einziges davon an.

Dieser große Ueberfluß an Pferden und zahmen Rindvieh wird für die Ursache gehalten, warum die Spanier und Indianer ihre Ländereyen nicht mit der erforderlichen Sorgfalt und Arbeitsamkeit anbauen, und daß unter ihnen die Faulheit so sehr eingerissen ist. Ein jeder kann mit sehr leichter Mühe eine Heerde Pferde haben oder aufziehen, und da sie beständig Messer und Lazo, oder Fallstricke von Riemen, bey sich führen, so können sie sich damit immer ihren Unterhalt verschaffen. Kühe und Kälber sind in größerm Ueberfluß da, und aus dem Gesichte ihres Eigenthümers entfernt, so daß man sie leicht tödten kann, ohne entdeckt zu werden, welches auch sehr oft geschieht.

Man hat verschiedene Versuche gemacht, Bergwerke in diesem Lande zu entdecken, sie sind aber alle mißlungen. In dem Gebiete Cordova, in dem Thale Punillia, fand man zwar einige Spuren einer Goldmine, aber nach vieler Arbeit und großem Aufwande fand man die Ausbeute viel zu unbeträchtlich, und die Unternehmer waren zu Grund gerichtet. Eben dieses Schicksal erfuhren die Gewerken einer andern Goldmine, die man beym Ausflusse des Plata in den Gebürgen bey Maldonado gefunden hatte; sie verliessen dieselbe aus eben den Ursachen, wie die vorigen. Vor ungefähr zehn Jahren machte man einen großen Lärm von den Silberminen, die man in der Nähe des Berges von Anconquira entdeckt, und woraus man anfangs etwas Silber erhalten hatte. Dieses machte, daß sich der Guberneur dieser Provinz selbst dieser

Sache

Sache unterzog, und dem Könige von Spanien davon Bericht erstattete. Viele Leute setzten ihr Vermögen bey dieser fehlgeschlagenen Unternehmung zu, aber nach zwey Jahren wurde es wieder, wie die zwey vorigen, aufgegeben.

Vor einigen Jahren entdeckte man verschiedene Silberminen bey Mendoza, am Fuße des Cordillera, die nach einigen Versuchen eine große Menge dieses Metalls hervorgebracht haben. Die Unternehmer hatten schon großen Aufwand gehabt, und sich die Maschinen und alle zur Ausführung eines solchen Unternehmens nöthige Werkzeuge angeschafft; ehe ich aber dieses Land verließ, liefen einige sehr ungünstige Nachrichten in Betreff dieser Minen ein, so daß ich nicht im Stande bin, zu bestimmen, ob sie fortgesetzt worden sind oder nicht; sogar die berühmten Silberbergwerke von Potosi haben sich sehr beträchtlich vermindert. Die Menge des Metalls, die man daraus erhielt, ist beynahe zwey Drittel herabgeschmolzen, und die Indianer, die man zur Arbeit darinn brauchte, sind aus Mangel einer guten Policey mehrentheils umgekommen; ausserdem sind verschiedene Minen überschwemmt, und dadurch ganz unbrauchbar gemacht worden.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß in dem Lande der indianischen Moluchen auf der östlichen Seite der Cordilleras eben so viel Gold- und Silberminen, wie gegen Westen geschehen ist, entdeckt werden können; aber die Indianer bekümmern sich um dergleichen Entdeckungen nicht, und die Spanier wagen sich nicht in diese Gebürge, um daselbst einige Versuche zu machen, aus Furcht, von den Indianern überfallen zu werden.

In diesen Gegenden giebt es ausserdem noch verschiedene Spezereyen, welche einträglich seyn könnten,

wenn die Einwohner darauf dächten, ihnen ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

In dem Gebiete Tucuman und der Stadt der sieben Ströme giebt es eine große Menge Guaiacum, oder Franzosenholz, und Drachenblut, welches letztere eine sehr einträgliche Waare ist. Es fließt nach gemachtem Einschnitte aus dem Stamm, und ist, wenn es sich verdickt, sowohl in der Farbe als Consistenz dem wirklichen Blute gleich. Wenn man es abkocht oder lange stehen läßt, verhärtet es sich in eine Art Harz, und bekömmt eine Leberfarbe, die noch dunkler ist, als das Drachenblut unserer Apotheken. Es ist auch zusammenziehender, als jenes.

Der Caacibalsam fließt aus dem Stamme, wenn man einen Schnitt hinein thut; man erhält ihn auch durch Abkochung seiner Zweige, die vorher zerquetscht werden müssen. Es ist ein hartes, terpentinartiges Harz, und ist weiß, wenn es gekocht wird; ausserdem ist es gelb und hell. Es ist die vortrefflichste Heilungssalbe für Wunden, auch innerlich gebraucht.

Zwey Indianer waren mit einer sehr schmalen und spitzigen Lanze gleich unter dem knorplichen Ende des Brustbeins dergestalt verwundet, daß die Spitze der Lanze auf der einen Seite des Rückgrades wieder heraus gieng, wiewohl bey dem einen etwas höher, als bey dem andern. Was sie tranken, lief sogleich durch die Wunde wieder heraus. Sie litten große Schmerzen, hatten beständig Ohnmachten und kalte, zähe Schweiße. Ich war gewohnt, diesen Balsam, mit Hirschunschlitt und Mark vermischt, äusserlich zu brauchen, aber in diesen zwey Fällen schlossen sich die Wunden. Ich gab ihn also innerlich, und beyde Patienten nahmen dreymal des Tages nur eine geringe Portion, ungefähr in der Größe einer Haselnuß, und zu Zeiten öfterer in einer geringern Dose. Sonst konnte ich mich in die-

ser Wüste keines andern Mittels, das ihnen bey diesem Unfalle heilsam gewesen wäre, bedienen; sie erhielten aber dem ungeachtet beyde, der eine in sechs Wochen und der andere in etwa drey Monaten, ihre vollkommene Gesundheit und Kräfte wieder.

Ich gedenke dieser beyden Fälle als etwas sehr sonderbares, indem der Magen vorn und hinten durchbohret war, welches die Wundärzte gemeiniglich für tödlich halten. Die Enge der Oeffnungen (sie waren mit der schmalen Klinge eines Stoßdegens gemacht worden, die man in eine Lanze verwandelt hatte) war, wie ich dafür halte, die Ursach der baldigen Vollendung dieser Curen.

Der Balsam oder Extrakt, Aquaaribaigh genannt, entsteht aus dem Decokt einer Pflanze, die eine Art von Mastixstaude ist. Bey äusserlichen Krankheiten gebraucht, ist er ein gutes Reinigungs- und Zertheilungsmittel, und schließt die Wunden gut. Innerlich thut er bey Blutstürzen, Durchfällen und Husten vortreffliche Wirkung, da er ein blutstillendes, zusammenziehendes und balsamisches Mittel ist.

Das Isicagummi fließt aus einem Baume, und wird in Paraguay gesammlet. Man nennt es auch Trementin, das ist, Terpentin; aber es scheint eine Art des Gummi Elemi zu seyn, obgleich viel hitziger, und ziehet Blasen, wenn man es unvermischt aufleget. In diesem Lande braucht man es hauptsächlich zum Blasenziehen beym Hüftenweh, welches es auch sehr oft heilet. Wird es aber mit gleichen Theilen von Wachs oder Talg vermischt, so giebt es eine sehr gute lindernde Salbe (arceus) und ein gutes Hauptpflaster, wenn man es zugleich mit Saffranpflaster (Oxycroceum) auf die Füße leget, die dadurch immer warm erhalten werden. Ueberhaupt dienet es den Indianern und allen andern Einwohnern zu großen Nutzen,

da diese den Verstopfungen in der Leber unterworfen sind, die aus dem allzuhäufigen Trinken kalter Getränke entstehen, und bey welchen sich allemal eine starke Erkältung an den Füßen zeiget.

Die Contrayervawurzel ist hier in großem Ueberflusse vorhanden, und in einigen Gegenden der Gebürge von Cordova und Yacanto wächst eine große Menge Baldrian und Bärwurzel, die viel größer und von einem stärkern Geruch sind, als irgend welche, die ich in Europa gesehen habe. Es giebt Baldrianwurzeln in der Dicke eines Mannsarms. Sie haben einerley Geruch mit den unsrigen, aber sie sind, wie ich schon zuvor angemerkt habe, noch stärker. Die Blätter der Bärwurzel sind sehr breit, und die Wurzel selbst wächst eine Yärd hoch. Die Blumen sind weiß, und hängen traubenförmig an einander, in der Form eines vier bis fünf Zoll langen Kegels. Man bedienet sich dieser Wurzel, als eines bewährten Mittels bey Nervenkrankheiten und der fallenden Sucht.

Man bringt auch von dem Guaranies zwey Wurzelsorten von einer Pflanze oder Schwerdlilie, die die Eingebohrnen Schynant nennen. Aber ob sie gleich beyde einerley Namen haben, so sind sie doch sehr von einander unterschieden. Die eine sieht völlig aus, wie der gemeine Kalmus, aber sie ist im Geschmack und Geruch etwas stärker, und nicht so groß. Die andere Art hat sehr dünne, runde Wurzeln, ungefähr eines halben Zolles lang; sie sind sehr zerbrechlich, leicht, fein zu zerreiben, und mit der Contrayerva von einerley Farbe. Ihr Geschmack ist sehr hitzig, spezereymäßig und aromatisch, und ist, wenn es eingenommen wird, eine sehr gute Arzney in allen Erkältungen des Hauptes und der Nerven.

Es wächst auch Ingwer in diesen Gegenden. Aber die vortheilhafteste Waare, wenn man erst die eigentliche

liche Methode ihrer Zubereitung entdeckt hätte, wäre eine Art Thee, die ungefähr zwey Jahre vor meiner Abreise aus diesem Lande gefunden worden ist. Sie hat eine genaue Aehnlichkeit mit dem chinesischen Thee. Denn, als ich einige Blätter von beyden Sorten in siedendes Wasser that, und sie auf diese Weise sich entfalten ließ, konnte ich weder an der Form, noch der Beschaffenheit und Lage ihrer Aedergen und Fibern den geringsten Unterschied zwischen beyden wahrnehmen. Ich fand diese Theepflanze in etlichen Thälern, am Fuße der Gebürge von Cordova, Yacanto, in der Nachbarschaft der Gebürge von Achala und in den Thälern von Calamochita, in großer Menge, und in noch größerer soll sie, wie ich berichtet worden bin, in der Nähe von Peru, in Tucuman, Salta u. s. w. wachsen.

Es ist eine Staude ungefähr ein bis zwey Yärds hoch. Ihr Stamm ist selten dicker als ein Zoll, öfters ist er noch schmäler. Unten an der Wurzel hat er keine Sprößlinge, aber viel lange Aeste. Die Blätter wachsen je drey und drey, wie am Geißblatt, haben ein schönes Grün, und sind sehr glatt. Sie schießt eine lange Aehre blauer Blüthen, die gewissermaßen dem Lavendel gleich, aber nicht so lang, noch so wohlriechend ist. An die Stelle einer jeden Blüthe kömmt sodann, wenn diese verblüht ist, eine dünne Schote, worinn ein Saame von der Größe des dritten Theils einer Linse, und wie eine welsche Bohne gestaltet, verschlossen ist. Wenn die Blätter getrocknet und ins Wasser gethan werden, so färben sie dasselbe auf eben die Art, wie der grüne Thee. Der Geschmack und Geruch davon ist mit diesem vollkommen einerley, ausser, daß er etwas schärfer, und nicht so rauh ist. Dieser Unterschied rührt aber höchst wahrscheinlich davon her, daß man die Frucht zu frisch abnimmt, oder

vielleicht

vielleicht sie zum Getränke ganz anders zubereitet, oder auch, daß man sie nicht so, wie in China geschehen soll, auf Kupferplatten dürre macht. Wenn ich dieses that, konnte ich es niemal dahin bringen, daß sie so, wie der orientalische Thee, gedreht und gerunzelt worden wären.

Ich fand noch eine Gattung dieser Pflanze, die aber, sowohl in Ansehung ihrer Höhe als der Gestalt ihrer Blätter, kleiner war.

Es giebt auch noch eine andere Art davon, die in Chili wächst. Diese hat einen runden Saamen ohne Schote. Die Blüthen sind gelb, und wachsen nicht in eine Aehre zusammen. Ihre Blätter sind nicht so glatt, wie bey jener, und haben ein helleres Grün, auch geben sie dem darüber gegossenen Wasser eine dunklere Farbe. Der Geschmack kömmt größtentheils mit der vorigen Gattung überein, aber er ist nicht gar so angenehm, weil er etwas schwächer ist. Die Indianer nennen dieselbe Gattung Culem, die Einwohner von Cordova Alvanhacca del Campo, das ist, wildes Basilienkraut. Aber dieser Name ist nur auf geradewohl dieser Pflanze gegeben worden: denn sie hat weder mit dem wilden noch gebauten Basilienkraut die mindeste Aehnlichkeit, indem dieses ein Kraut und keineswegs ein Baum ist, wie jene.

Als ich und verschiedene von meinen Bekannten einige Säcke von diesem Thee gesammlet und freywillig unter viele Leute ausgetheilet hatten, erhielt ich Gelegenheit, seine Wirkung zu untersuchen, und fand, daß er Appetit und Verdauung beförderte, und Kopfweh, Ekel und Unverdaulichkeit des Magens kurirte, welches durch kein einziges Mittel vorher erhalten werden konnte. Und in diesem Betracht übertrift dieser

Thee

Thee den chinesischen weit. Sehr merkwürdig ist es, daß in den Gegenden, wo diese Pflanze wächst, auch die nämliche Art von Stein angetroffen wird, wovon das chinesische Porzellan gemacht wird.

Zweytes Kapitel.

Beschreibung von Indien, mit seinen Thälern, Bergen, Flüssen, u. s. w. des großen Plataflusses mit seinen Aermen, Fischen und Häfen.

Der Theil des Gebietes von Cordova, welcher an der südlichen Seite des Rio Segundo oder zweyten Flusses liegt, war ehedem das Land eines großen Theils der nördlichen Puelchen, und erstreckt sich ungefähr funfzig Meilen weit bis an das Gebiet von Buenos-Ayres über Cruzalta hinaus. Bey meiner ersten Ankunft in diese Gegenden traf ich einige Haufen Indianer an, die an den Ufern des zweyten und dritten Flusses wohnten; wenige derselben hielten sich an dem vierten und fünften Flusse auf. Das ganze Land zwischen dem zweyten und dritten Flusse ist ungefähr zwölf Meilen drüber und größtentheils waldig; aber da, wo es sich dem dritten Flusse nähert, hören die Waldungen auf. Die Flüsse, welche diese Landschaft wässern, kommen alle von den hohen Gebürgen von Yacanto, Chambachin und Achala, die nicht viel niedriger, als die Gebürge Andes in Chili und als Aerme derer von Peru anzusehen sind. Alle diese Flüsse, den dritten ausgenommen, nachdem sie die jähen Gebürge von Cordova durchlaufen haben,

und in die Ebenen hereingebrochen sind, verlieren in wenigen Meilen ihre Süßigkeit, werden salzig, nehmen nach und nach wegen der Dürre des sandigen Bodens ab, und werden endlich von einem See verschlungen.

Der Rio Tercuro oder dritte Fluß, der unter allen der beträchtlichste ist, wird, nach vollendetem Lauf über die Gebürge von Cordova (wo er hoch herab fällt), durch die Vereinigung mit den Flüssen Campachin, Gonsales, del Medio, Quillimsa, Cachu-Corat, la Cruz, Luti und del Sauce, sehr verstärkt. Wenn er aber in die Ebene kömmt, wovon ein großer Theil sandig ist, verschwindet er bey einer dürren Witterung unter die Erde, und bricht in einer Entfernung wieder hervor. Bey anhaltendem Regen schwillt er hoch an, und reißt in seinem unaufhaltsamen Laufe viele Bäume mit sich fort. Er macht viele Krümmungen, die weite Gefilde einschließen. Seine Ufer sind, nachdem er die Gebürge verlassen hat, auf zwanzig Meilen weit mit hohen Weidenbäumen bewachsen. Das Land, wodurch er strömt, ernähret unvergleichliches Hornvieh, indem es ein gutes Trift- und Getraideland ist, und an einigen Gegenden Steinklee und eine Art holzige Sarsaparillwurzel hervorbringt. Nach einem Laufe von zwanzig Meilen wird er salzig, aber so sehr schlecht doch nicht, daß er zum Trinken untauglich wäre. So setzt er seinen Lauf bis nach Cruzalta fort, wo er, wegen seiner vielen Krümmungen, Carcaranna genennet wird; von da geht er weiter, und läuft von Nord-Nord-Westen nach Süd-Süd-Osten, bis er zu Rincon, oder in dem Winkel von Gaboto, ungefähr achtzehn Meilen von Santa-Fe, in den Parana fällt.

Der vierte und fünfte Fluß haben nichts besonderes; ihre Produkte sind mit dem vorigen mehrentheils

einerley, ausgenommen, daß in dem Lande, wodurch sie fließen, vielweniger Gehölze anzutreffen ist. Ihre Felder sind mit Hornvieh reichlich versehen und zum Ackerbau tüchtig. Der Rio Quinto hat, wenn er über tritt, durch Kanäle Gemeinschaft mit dem Flusse Saladillo, der sich in den Platastrom ergießt.

Zwischen diesem Lande und den Ebenen von St. Juan und Mendoza (der Wohnplatz der zweyten Abtheilung der nördlichen Puelche oder Taluhets) liegen die Gebürge von Cordova und Yacanto. Sie bilden eine fortlaufende Kette mit sehr beschwerlichen Pässen, die durch Felsenbrüche und über Anhöhen und ganze Reihen von Hügeln fortlaufen, sehr steil, und zum Fahren ganz untüchtig sind. Die höchsten Spitzen dieser Hügelreihen sind sechzehn bis zwanzig Meilen weit von einander entfernt. Das dazwischen liegende Land hat viel große und fruchtbare Thäler, die von Bächen und kleinen Flüssen durchwässert, und durch Hügel und aufgeworfenes Erdreich verschönert werden. Diese Thäler tragen allerhand Gattungen von Fruchtbäumen, als Pfirschen, Aepfel, Kirschen und Pflaumen, und wo das Land angebauet ist, auch Getraide; noch merkwürdiger sind sie aber wegen der Zucht allerhand Hornviehes, als Schaafe, Pferde und besonders Maulthiere. Der größte Theil dieser letzten, welche jährlich nach Peru gehen, wird in diesem Lande gezeugt, und sind sein größter Reichthum, da sie mit Silber und Gold aus den Bergwerken von Potosi, Lipes und ganz Peru beladen wieder zurückkommen.

An den westlichen Grenzen der Gebürge von Yacanto, oder Sacanto, sind viele den Spaniern zugehörige Meyerhöfe. Die Fruchtbarkeit des Bodens hat sie hieher gelocket, der nicht allein für alle Gattungen der Landwirthschaft bearbeitet werden kann, und

von

von den von den Bergen herabfließenden Bächen durchwässert wird, sondern auch, wegen seiner wenigen Holzungen, die jedoch zur Bestreitung der Brenn- und Baumaterialien hinreichen, zur leichten Fütterung und Aufziehung zahmer Thiere bequem ist.

Ausser diesem ist auch noch die Sicherheit vor den Verheerungen der Indianer ein großer Bewegungsgrund für die Spanier, sich allhier festzusetzen, indem jene nur allein diejenigen anfallen, die mehr gen Süden wohnen.

Der übrige Theil dieses Landes, der gegen Abend zwischen diesen Gebürgen und dem ersten Flusse Desaguadero liegt, bestehet aus Ebenen, die, ausser den Bächen, wenig Wasser haben. Es enthält einen Ueberfluß an guten Viehtriften, ist aber nicht bevölkert. Zuweilen kommen kleine Haufen von Taluhets und Piumchen hieher, um wilde Pferde zu jagen oder die Reisenden und Frachtwagen zu plündern, die von Buenos-Ayres nach St. Juan und Mendoza gehen.

Dieses Land bringt, ausser Ochsen- und Kuhhäuten und etwas Tobak, der in Paraguay sehr gut wächst, nichts hervor, was der Ausfuhre nach Europa werth wäre. Es ist aber deswegen für die Spanier von so großer Wichtigkeit, weil alle oder doch der größte Theil der Maulthiere, derer man sich in Peru bedienet, von Buenos-Ayres und Cordova, und einige wenige derselben von Mendoza kommen, ohne welche sie ganz ausser Stand gesetzt seyn würden, nur den geringsten Handel zu treiben, oder eine Gemeinschaft mit den benachbarten Ländern zu unterhalten, indem die hohen und holperigen Gebürge von Peru allen, ausser den Maulthieren, unübersteiglich sind, dieses Lastthier aber daselbst nicht aufgezogen werden kann. Sogar diejenigen, die dahin gehen, leben gemeiniglich, wegen ihrer harten Arbeit, der schlechten Beschaffenheit

der

der Wege, und des Mangels an Weide nicht lange. Es würde also der Verlust dieses Landes den Verlust von Peru und Chili nach sich ziehen. Der Weg von Buenos-Ayres nach Salta ist zum Fahren sehr bequem; aber die Maulthiere, die von dorther und von Cordova getrieben werden, sind nach einer so langen Reise genöthiget, ein Jahr zu Salta zu bleiben, ehe sie weiter nach Potosi, Lipes oder Cusco gehen können.

Die Einwohner dieser Länder sind nur schlechte Soldaten und über die spanische Regierung, wegen des Verlusts des Handels, der Theurung aller europäischen Waaren und aller der vielen unmäsigen Auflagen u. s. w. so mißvergnügt, daß sie froh seyn würden, von einer andern Nation, die sie von ihrer gegenwärtigen Unterdrückung befreyte, beherrscht zu werden. Dem ungeachtet ist dieses Land, ausser sehr wenigen regulären Truppen, die zu Buenos-Ayres und Montevideo liegen, von aller Vertheidigung entblößt; und wenn diese zwey Plätze einmal erobert worden sind, so kann die Eroberung des übrigen Theils durch einen bloßen Durchmarsch, den die Landeseingebohrnen dem Feinde erleichterten, vollendet werden. Der Verlust dieser zwey Oerter würde die Spanier ihrer einzigen in diesen Seen befindlichen Häfen berauben, wo ihre Schiffe, die um das Vorgebürge Horn herum in die Südsee laufen, einen Beystand erhalten können. Vor der Austreibung der Jesuiten aus den Mißionen von Paraguay, würden sie eine sehr ansehnliche Hülfe von den indianischen Guaranies erhalten haben, die bewaffnet und disciplinirt waren, die Aufrührer in Paraguay bezwingen und die Portugiesen aus der Kolonie St. Sacrament vertreiben halfen, und die mächtigsten Beschützer dieses beträchtlichen Landes waren.

Der Theil der Cordilleras, welcher von Mendoza gegen Abend liegt, ist von einer erstaunlichen Höhe

und beständig mit Schnee bedeckt. Deswegen wird diese ganze Kette von Bergen von den Indianern Psen Mahuisau oder Schneeberg, auch Liu, oder Lio Mahuisau, das ist, der weiße Berg genannt. Man gehet einige Meilen weit durch sehr anmuthige von hohen Hügeln eingefaßte Thäler, ehe man bis an den größten Berg kömmt, der sehr hoch und steil ist, viele fruchtbare jähe Abhänge hat, und an manchen Stellen ist der Weg wegen der vielen ungeheuern überhangenden Felsen so schmal und gefährlich, daß ein beladenes Maulthier kaum Raum genug hat, durchzugehen. Die Höhlen sind niemal, sogar den Sommer hindurch, ohne Schnee, und im Winter ist man stets in Gefahr zu erfrieren. Viele haben ihr Leben verlohren, die es wagten durchzugehen, ehe der Schnee einigermaßen geschmolzen war. Am Fuße dieser jähen Abschüsse, sind viele Bäche und Flüsse, zwischen hohen senkrecht abgehenden Ufern gleichsam eingesperret, und der Raum ist zwischen ihnen an manchen Stellen so enge, daß man leicht von einer Seite auf die andere hinüber springen kann, aber hinab zu steigen ist man nicht im Stande. Diese Flüsse und Bäche schlängeln sich innerhalb der Hügel und steilen Anhöhen durch viele Krümmungen, bis sie in die Ebenen hervorbrechen, wo sie die Massen größerer Flüsse vermehren. Wie ich bin berichtet worden, soll man von Mendoza, Coquimbo und andern Oertern aus, gemeiniglich eine Tagreise dazu brauchen, wenn man die große Bergreihe ersteigen und durchgehen will. Diese Berge tragen sehr starke und hohe Fichten. Im Wuchs gleichen sie den europäischen, aber ihr Holz ist fester und härter als bey den unserigen; es ist sehr weiß, giebt vortreffliche Mastbäume, dienet noch zu andern Materialien zum Schiffbau, und ist sehr dauerhaft, so daß, nach Ovales Bemerkung ein Schiff, das in der

Südsee

Südsee gebauet worden, öfters vierzig Jahre aushält; die Frucht ist größer, denn der Zapfen der sie hervorbringt, ist zweymal so stark, als der an den spanischen Fichten, und ihre Nüsse sind so groß wie Datteln und haben eine sehr dünne Schale. Die Frucht ist lang und dick, mit vier stumpfen Winkeln, in der Größe zweyer Mandeln. Diese Früchte oder Kerne geben, wenn sie gekocht werden, ein Lebensmittel, das man auf eine lange Reise mitnehmen oder zu Hause aufbewahren kann. Wenn sie auf diese Art zubereitet sind, haben sie etwas mehliges und schmecken wie abgekochte Mandeln, obgleich nicht so ölig. Dieser Baum bringt eine beträchtliche Menge Terpentin hervor, das in eine Masse zusammen fließt, die etwas härter und trockner als unser Harz, aber viel heller und durchsichtiger, wiewohl nicht so gelb ist. Die Spanier nennen es einen Weihrauch, und brauchen es dazu. Es ist dieses aber ein Irthum, da es eben so beschaffen ist, wie Harz, und nur etwas feiner riecht.

Die Thäler am Fuße der Cordilleras sind an einigen Stellen sehr fruchtbar, von Bächen und Flüssen durchwässert, und bringen, wenn sie bebauet werden, gutes Getraide und allerhand Früchte hervor. Die Aepfelbäume wachsen daselbst wild, in großem Ueberflusse, und die Indianer machen daraus eine Art von Cyder, den sie sogleich verbrauchen, weil sie ihn nicht zu erhalten wissen.

Die Volkanen oder Feuerspeyende Berge, wovon es auf dieser Seite der Cordilleras viele giebt, können im Betracht ihrer Größe und wüthenden Ausbrüche, mit dem Vesuvius, Mont Gibello und andern dergleichen in Europa bekannten Bergen wetteifern. Als ich mich einstmal auf dem Berge Vuulcan am Vorgebürge des heil. Anton befand, war ich Zeuge,

wie die Winde eine ungeheure Wolke von Asche in die Höhe führten, und den ganzen Himmel verdunkelten. Sie verbreitete sich über einen großen Theil des Gebietes von Buenos-Ayres, zog sich längs dem Platastrom hin und streuete ihre ganze Masse auf die beyden Ufer des Flusses dergestalt herab, daß alles Gras mit Asche bedeckt war. Dieses verursachte der Ausbruch eines Volkans in der Nähe von Mendoza, dessen leichte Asche die Winde eine unglaubliche Strecke von dreyhundert und mehr Meilen weit wegführten.

Die Landschaft Buenos-Ayres, der alte Wohnsitz der Chechehets, liegt auf der südlichen Seite des Flusses Plata. Die Küste ist hier feucht und niedrig, mit vielen Morästen und Sümpfen bedeckt. Die Wasserseite trägt vieles Holz, welches zur Feurung verbraucht wird. Diese Moräste gehen von den Ufern an so lange fort, bis man in das hohe Land kömmt; es ist dasselbe aber dennoch auch an manchen Stellen, wegen des leimigen Grundes, zu dessen völliger Bedeckung die geringe Tiefe des Erdbodens nicht hinreicht, sehr sumpfig, bis man weiter ins Land hinein kömmt, wo der trockene Boden tiefer ist.

Das Land ist überall flach und hat nur wenige Erhöhungen. Es ist dabey sehr wunderbar, daß man in diesem ganzen weitläuftigen Gebiete, und in dem Gebiete von Santa Fe und St. Jago del Estero nicht einen einzigen Stein antrift, der ein natürliches Produkt dieses Landes wäre, und dieses auf dem ganzen Striche bis an die Berge Vuulcan, Tandil und Cayru, gen Südosten von Buenos-Ayres.

Das Land zwischen Buenos-Ayres und dem Flusse Saladillo (welcher die südliche Grenze der spanischen Herrschaft in dieser Provinz ist) macht eine vollkommene Ebene, ohne einen einzigen Baum oder Hügel, und erstreckt sich bis an die Ufer dieses Flusses, der

unge-

ungefähr drey und zwanzig Meilen von den spanischen Niederlassungen entfernt ist. Diese Landschaft ist beynahe zwanzig Meilen breit von Nordosten bis Südwesten, und wird von den umherliegenden Flecken von Matanza und Magdalena eingeschlossen. Auf der mitternächtlichen Seite des Flusses Saladillo giebt es viele große Seen, einige Sümpfe und hohle Thäler. Die Seen, die mir bekannt worden sind, heißen: Reduction, Sauce, Vitel, Chascamuz, Cerrillos und Lobos. Gen Südosten ist ein langer und schmaler See, mit süßem Wasser, nahe bey dem Flusse Borombon, welches in diesem Lande etwas seltnes ist. Er ist von den nächsten spanischen Niederlassungen acht Meilen entfernt. Ungefähr sechs Meilen weiter ist der große Fluß oder vielmehr See Borombon, der aus den Ueberschwemmungen der Reduction, Sauce, Vitel und Chascamuzsee, wenn diese von großen Regen angeschwellet werden, entstehet.

Er ist zuweilen beynahe eine Meile breit, und hat weder Ufer noch einen Ablauf, sondern nur einen sehr breiten flachen Grund. Wenn er am höchsten angewachsen ist, hält er in der Mitte, nicht über einen Faden tiefes Wasser. Den größten Theil des Jahres hindurch ist er ganz trocken. Wenn er ungefähr zwölf Meilen weit von dem See Chascamuz an fortgelaufen ist, fällt er in den Platafluß, ein wenig über der Steinspitze (Punta de Piedra).

Von diesem Flusse bis zum Saladillo rechnet man ungefähr zwölf Meilen, wenn man sich nach Südosten hält. Das zwischenliegende Land ist so wie das übrige niedrig und flach, und in einigen Gegenden umher giebt es reiche Triften, besonders, wenn man sich den Ufern des Saladillo nähert. In der dürren Jahreszeit, wenn an den Ufern des Plataflusses

Mangel an Graß ist, werden die zahmen Heerden der spanischen Meyerhofbesitzer zu Buenos-Ayres, an die Ufer des Saladillo herabgetrieben, wo wegen der größern Tiefe des Bodens das Gras länger dauert.

Diese Ebenen dehnen sich bis an den Desaguadero, oder an das Gebiet von Mendoza aus, und haben ausser dem Regenwasser, das sich in Seen sammlet, nebst den drey Flüssen Desaguadero, Hueyguey und Saladillo, sonst kein Wasser; dieses Land wird weder von Indianern noch Spaniern bewohnet oder bebauet, sondern ist reich an Hornvieh, wilden Pferden, Hirschen, Straussen, Armadillen, Rebhühnern, wilden Gänsen, Enten und andern Wildpret.

Der Fluß Saladillo ist wegen seines salzigen Wesens nur allein für das Vieh trinkbar. Er läuft beynahe das ganze Jahr hindurch so seicht, daß einem das Wasser bey dem Orte, der Callighon genennet wird, acht Meilen von seiner Mündung, wo er sehr breit ist, kaum bis an die Knöchel reichet, und so gar bey seinem Ausflusse würde es für ein kleines beladenes Boot unmöglich seyn, einzulaufen. Indessen habe ich ihn doch zu Anfang des Octobers so ausserordentlich anschwellen sehen, daß er binnen vier und zwanzig Stunden die ganze Höhe seiner Ufer ausfüllete, an der eben gedachten Stelle beynahe einen Faden tief, und fast eine Viertelmeile breit war, und diese ganze Vermehrung geschahe, ohne daß der mindeste Regen in dieser Gegend des Landes gefallen wäre. Diese Anschwellung dauert gemeiniglich zwey bis drey Monate lang, ehe sie wieder nachläßt. Der Saladillo entspringt da, wo der fünfte Fluß (der durch St. Louis läuft) sich in einen See verliert, welcher, wenn er von dem häufigen Regen oder von den Bergen herabfallenden geschmolzenem Schnee überfließt,

fließt, den Strom dieses Flusses verursachet. Da er seinen Lauf durch das Gebiet von Buenos-Ayres nimmt, von dannen weiter nach Süden geht, sich der ersten Bergreihe nähert, dann nach Norden und wieder nach Süden zu wendet, so nimmt er das Wasser vieler großen Seen, die von Regengüssen übertreten, auf; wenn aber diese Verstärkungen fehlen, trocknet er beynahe ganz aus. An den Ufern dieses Flusses, ungefähr acht Meilen von seiner Mündung, giebt es viele Gehölze, von einem Baume, der Tala heißt, und bloß zur Brennung oder zu Umzäunungen tauglich ist. Das letzte davon, Isla Larga genannt, erstreckt sich bis auf drey Meilen von seinem Einlaufe in den Platafluß.

Der Platafluß ist einer der größten Flüsse in Amerika, und strömet in die See durch eine beynahe siebzig Meilen breite Mündung. Einige nehmen in Bestimmung dieser Breite nur sechzig, hingegen andere sogar achtzig Meilen an. Er hat seinen Namen von dem Orte, wo er sich mit dem Uruguaigh vereiniget. Höher über dem Hauptarm bekömmt er den Namen Parana. In diesen fallen die großen Flüsse Bermejo, Pilcomayu, der durch Chuquisaca fließt, und der Paraguay, von dem die Provinz gleiches Namens ihre Benennung hat, und der durch die Stadt Paraguay oder Assumption fließt. Letzterer macht durch seine schiffbaren Aerme mit den portugiesischen Goldminen von Cuyaba, Matagrosso und Peru, so wie der Parana mit den Bergwerken von Brasilien und den Bergen von St. Paul, eine Communication.

An den Ufern des Flusses Carcarania oder Tercero drey bis vier Meilen, ehe er sich in den Parana ergießt, findet man eine große Menge Gebeine von ausserordentlicher Stärke, die Menschengebeine

zu seyn scheinen. Manche sind größer, manche kleiner, als wenn sie von Personen ungleichen Alters wären. Ich habe Schenkelbeine, Ribben, Brustbeine, Stücke von Hirnschalen und Zähne, besonders aber Backzähne gesehen, die unten drey Zoll im Durchmesser hatten. Man trift dergleichen Gebeine, wie ich versichert worden bin, auch an den Ufern des Parana und Paraguay, und sogar in Peru an. Der indianische Geschichtschreiber, Inca Garcilasso de la Vega, erwehnet dieser Gebeine in Peru, und erzählet, die Indianer hätten eine alte Sage unter sich, daß diese Länder ehedem von Riesen bewohnet gewesen, die wegen der Sünde der Sodomiterey von Gott vertilget worden wären.

Ich selbst fand die Schale eines Thieres, die von lauter kleinen sechseckigen Knochen, jeder wenigstens einen Zoll im Durchmesser, zusammen gesetzt, die Schale aber beynahe drey Yärds lang war. Es schien mir in vielem Betracht, die Größe ausgenommen, der obere Theil einer Armadilloschale zu seyn, welches Thier anitzt nicht über eine Spanne breit ist. Einige von meinen Bekannten fanden auch am Flusse Parana ein vollständiges Skelet eines ungeheuern Alligator (eine Art Krokodill). Ich selbst sahe einen Theil seines Rückgrades, an welchem jeder Knochen beynahe vier Zoll dick und ungefähr sechs Zoll breit war.

Nach einer über diese Knochen angestellten anatomischen Untersuchung, wurde ich vollkommen überzeugt, daß diese ausserordentliche Größe keinesweges von dem Ansatze einer fremden Materie herrühre, denn ich fand, daß nach dem Verhältniß der Masse dieser Knochen auch ihre Beinfibern dicker waren. Die Krone an den Zähnen war noch ganz, ob sie gleich keine Wurzeln mehr hatten, und glichen ihrer Gestalt nach den menschlichen Zähnen vollkommen und keines-

weges den Zähnen irgend eines andern Thieres, das ich jemals gesehen habe. Diese Dinge sind allen bekannt, die in diesen Ländern leben, sonst würde ich es nicht gewagt haben, sie hier niederzuschreiben.

Der Paranafluß hat die ausserordentliche Eigenschaft allerhand Dinge in einen sehr harten Stein zu verwandeln.

Als er zuerst entdeckt wurde, konnte man mit kleinen Schiffen bis an die Stadt Assumption fahren; aber seit dieser Zeit hat er so vielen Sand herab geführet, daß so gar kleine Kaufmannsschiffe nicht höher als nach Buenos-Ayres kommen können. Grössere Fahrzeuge und Kriegsschiffe sind genöthiget bey Montevideo zu landen. In diesem Flusse hat man gute Steuermänner sehr nöthig, um die zwey Sandbänke, wovon die eine die englische, die andere die Bank von Ortiz heißt, zu vermeiden, oder um nicht an die Steinspitze geschlagen zu werden, die viele Meilen unterm Wasser fortläuft, und den ganzen Fluß durchkreuzt. Der nördliche Kanal ist schmäler und tiefer, der südliche weiter und seichter: Der Sandbank Ortiz gegen über ist er keine drey Faden tief und von einem harten felsigen Grund. Dieser Fluß leidet von den Regen, die sich über dieses große Land ergiessen, jährlich zwey Ueberschwemmungen, eine größere und eine geringere, aus welchen sodann der Parana und Paraguay ihren Ursprung nehmen. Die geringere dauert von der andern Hälfte des Junius bis zur andern Hälfte des Julius, man nennet sie das Anwachsen der Pequereys *) oder Spierlinge, und bedeckt

*) Pequereys, sind eine Art Fische, die auch Königsfische genannt werden. Man findet ihre Beschreibung noch in diesem Kapitel, wo von den Fischen des Paranaflusses gehandelt wird. Der Grund von der Benennung, Anwachsen der Pequereys, erhellet aus jener Beschreibung.

deckt alle Inseln in dem Parana. Die größere Ueberschwemmung fängt im Monat December an, und dauert den ganzen Jenner und zuweilen den Hornung hindurch. Diese geht so hoch, daß sie fünf bis sechs Yårds, und manchmal noch mehr über die Inseln empor steiget, so daß man über dem Wasser nichts als die Gipfel der hohen Bäume, die auf den Inseln dieses Flusses im Menge stehen, gewahr wird. Zu diesen Zeiten verlassen die Löwen, Tiger, Hirsche und Aquaraquazues die Inseln, und schwimmen nach dem festen Lande zu. Bey ausserordentlichen und ungewöhnlichen Fluthen dieses Flusses, faßten die Einwohner von Santa Fe aus Furcht vor einer gänzlichen Ueberschwemmung mehr als einmal den Entschluß, aus der Stadt zu fliehen; wenn aber diese ungeheure Fluth in den Platafluß hinab strömt, so bedeckt sie kaum das niedrige Land an ihren Ufern.

Manche Inseln des Paranaflusses sind zwey bis drey Meilen lang, sie tragen eine große Menge Bauholz, und geben einer großen Anzahl von Löwen, Tigern, Hirschen, Capivaras oder Flußschweinen, Flußwölfen, (die ich mit unsern englischen Fischottern für einerley halte) Aquaraquazues und vielen Alligators Nahrung und Aufenthalt. Der Aquaraquazu ist ein großer Fuchs mit einem sehr behaarten Schwanze. Aquara bedeutet in der paraguayischen Sprache einen Fuchs, und quazu groß. Ihren gemeinen kleinen Fuchs nennen sie Aquarachey.

Dieser Strom hat einen Ueberfluß an allerhand Arten von Fischen, mit und ohne Schuppen; einige sind in Europa bekannt, andere aber unbekannt. Die schuppigen sind der Dorado oder Goldfisch, der Packu, Corvino, Lachs, Pequerey, Lisa, Boga, Savala, Dentudo, und andere kleinere Fische. Die, die keine

Schup-

Schuppen haben, sind, der Mungrullu, Zurubi, Pati, Armado, Raya oder Roche, Erizo oder Wasserigel, allerhand Flußschildkröten, Bagres u. s. f.

Den Goldfisch findet man in großer Menge in den meisten Aermen des Parana; er ist sehr groß; einige wiegen zwanzig bis fünf und zwanzig Pfund. Ihr Fleisch ist weiß und fest; man hält an ihnen den Kopf für das beste.

Der Packu ist unter allen Fischen dieser Flüsse der beste und köstlichste. Er ist von vortrefflichem Geschmack und Geruch. Er ist ein dicker breiter Fisch, wie unsere Meerbutte, von einer dunkeln schwarzen mit gelb untermischten Farbe. Seine Breite macht zwey Drittel seiner Länge aus. Seine Schuppen sind sehr dünne, und der Kopf ist in Verhältniß mit dem Körper klein.

Dieser Fisch stehet in hohem Werthe und wird selten ausser im Frühlinge und Sommer gefunden. Wenn er sorgfältig eingesalzen wird, kann man ihn einige Monate lang trocken erhalten, nach dieser Zeit aber geht er, weil er sehr fett ist, in die Fäulniß über. Er ist einigermaßen unsern Schleyen ähnlich, aber viel größer.

Ein anderer Fisch von großem Werthe, ist der Corvino, man findet ihn nur an der Mündung des Plataflusses, wo sich das salzige und süße Wasser zusammen vermischt. Er ist so groß als ein mittelmäßsiger Stockfisch, und gleicht an Gestalt unserm Karpen. Er hat sehr große dicke Gräten und breite Schuppen. Dieser Fisch ist sehr gut, er mag frisch oder eingesalzen und trocken seyn. Man fängt ihn zu einer gewissen Jahrszeit bey Maldonado und Montevideo in großer Menge mit Angeln, und sendet ihn nach Buenos-Ayres, Cordova u. s. w.

Der

Der Lachs kömmt nicht völlig den unsrigen gleich, und ist ein trockner unschmackhafter Fisch, der in keinem Werthe stehet.

Die Pequereys, oder Königsfische, wie sie die Spanier nennen, sind eine Art Spierling; (Sparling) an Farbe, Gestalt und Geschmack gleichen sie den unsrigen, ausser daß der Kopf sehr groß und der Mund sehr weit ist. Sie sind ungefähr von der Größe eines Makrells. Sie halten sich nie in salzigem Wasser auf, aber im Platafluß sind ihrer eine große Menge. Wenn der Parana anwächst, gehen sie im Julius, nicht weit über Santa Fe, in großen Geschwadern in diesen Fluß, um in den kleinern Flüssen, die in den Parana fallen, zu laichen. Die Fischer fangen sie in großer Anzahl mit Angeln, schneiden sie auf, und schicken sie gedörret in die benachbarten Städte zum Verkauf aus. Sie haben einen fürtrefflichen Geschmack, ihr Fleisch ist sehr weiß, und ohne das geringste Fett. Man hält sie, wenn sie frisch sind, für einen großen Leckerbissen. Sie müssen ohne Salz gedörret werden, weil sie sich sonst davon sogleich verzehren, und wenn sie an dem Orte, wo sie zum Trocknen aufgehangen sind, nur im geringsten feucht oder naß werden, so verderben sie. Man schätzet sie eben so hoch als den Packu und Corvino.

Der Lisa gleicht in Ansehung der Form, Größe und des Geschmacks unsern Makrellen, ist aber weder so schön von Farbe noch am Schwanz so dünne, auch sind seine Schuppen breiter. Dieser Fisch kann nicht weiter als der Plata gehet, an dessen Mündung die größten Geschwader bey hoher Fluth angetroffen werden. Mit dem Voll- und Neumond begiebt er sich in so großer Anzahl in den kleinen Fluß Saladillo, daß ich für mich und meine Bekannten in einer Nacht auf

zwey

zwey oder drey Netzzügen gemeiniglich einen hinreichenden Vorrath für die ganze Fastenzeit bekam.

Der Savala und Boga gleichen unsern Karpen. Im Parana und Plata wiegen sie drey bis vier Pfund. Alle Flüsse dieser Provinzen enthalten eine große Menge dieser Fische, die deswegen sehr wohlfeil sind, und von den Einwohnern zu großen Haufen eingesalzet und gedörret werden. Wenn man diesen Fisch ißt, muß man wegen seiner vielen und kleinen Gräten sehr vorsichtig seyn. Man hält den Boga, wenn er frisch ist, für besser, als den Savala, obgleich dieser größer und breiter ist. Man fängt sie beyde mit Netzen.

Der Dentudo, der wegen seiner langen und scharfen Vorderzähne so genannt wird, ist etwas geringer, als der vorige. Er wird gemeiniglich ungefähr ein und ein halbes Pfund wiegen, und ungeachtet er einen guten Geschmack hat, so wird er doch wegen seiner sehr vielen, und gefährlichen Gräten selten gegessen. Es ist der stachlichste Fisch, den ich jemal gesehen habe.

Ausser diesen giebt es noch einen dünnen kleinen breiten flachen Fisch, Palometa genannt; er ist stachlich, aber wohlschmeckend. Er hat garstige scharfe Floßfedern, die diejenigen verwunden, die ihn zu geschwind ergreifen. Die von diesen Floßfedern gemachten Wunden sind sehr schmerzhaft, schwären und entzünden sich dergestalt, daß öfters ein Fieber, Convulsionen und Erstarrungen (tetanus) daraus entstehen, und zuweilen der Tod erfolget.

Fische ohne Schuppen.

Der Mungrullu ist der größte Fisch, den man in diesem Flusse antrift. Manche davon wiegen hundert Pfund und sind zwey Yärds lang. Er hat eine glatte Haut,

Haut, von einer aschgrauen etwas ins Gelbe fallenden Farbe, einen grätigen Kopf, rauhes Zahnfleisch und einen weiten Schlund. Das Fleisch ist blaßroth und sehr fest. Er ist sehr stark und schwer im Wasser, und man muß sehr festes Strickwerk und große Stärke haben, wenn man ihn fangen will.

Der Zurubi folgt in Ansehung der Größe zunächst auf den Mungrullu, und giebt diesem darinn nicht viel nach. Sein Kopf macht beynahe einen Drittel seiner ganzen Masse aus, und ist ganz Bein. Er hat einen sehr breiten flachen Mund und einen außerordentlichen weiten Rachen. Seine Haut ist glatt, von einer weißlichen Aschfarbe, und wie die Haut des Tigers, mit großen runden schwarzen Flecken besprengt. Das Fleisch ist weiß, gesund, fest und wohlschmeckend, und unter den Fischen ohne Schuppen ist er der beste.

Der Pati, ist nicht viel kleiner als der vorige, hat aber einen kleinern Kopf, engern Schlund, und ist am Kopf etwas fleischig. Die Farbe dieses Fisches ist wie bey dem Mungrullu; sein Fleisch ist von einer gelblichen Weiße, und stehet beynahe in eben dem Werthe, als der Zurubi.

Der Armado ist ein dicker starker Fisch, mit einem kurzen Körper, sein Rücken, seine Seiten und Floßfedern sind insgesammt mit starken scharfen Spitzen bewaffnet. Wenn er gefangen wird, giebt er einen grunzenden Ton von sich, und bemühet sich zu verwunden; um deswillen muß er zuvor, ehe man ihn mit Sicherheit behandeln kann, betäubt werden. Dieser Fisch wiegt gemeiniglich ungefähr vier bis sechs Pfund; sein Fleisch ist sehr weiß, fest und haltbar.

Die Rayas oder glatte Rochen sind in so großer Anzahl in Parana, daß die seichten Sandbänke ganz davon bedeckt werden. Ihre Figur ist oval, und beynahe drey Viertel einer englischen Elle lang, der Rücken

ist

ist schwarz und der Bauch weiß. Sie sind flach wie unsere Rochen, und haben ihren Mund auf der Mitte des Bauchs, welcher in der That der größte Theil des Fisches ist, indem sein Umriß sehr schmal, nicht über drey Zoll breit, und viel dünner ist, als bey den unsrigen. Da dieses nur der einzige eßbare Theil an diesem Fische ist, so steht er in keinem Werthe. Dieser Fisch hat einen langen schmalen Schwanz, an dessen Wurzel sich eine spitzige zweyschneidige Gräte befindet, in welche kleine Zähne, wie bey einer Säge eingekerbt sind. Damit verwunden sie die, die sich ihnen nähern, oder auf sie treten.

Die von diesen Gräten gemachten Wunden werden zuweilen von sehr verdrüslichen Folgen begleitet. Denn sehr oft zerbricht sie in der Wunde, und kann nicht anders als mittelst eines Einschnittes, der in den flechsigen Theilen des Fußes sehr schwer zu machen ist, herausgenommen werden. Die Wunde wird außerordentlich schmerzhaft, entzündet sich, schwäret nicht, erreget ein convulsivisches Fieber, das sich mit einer Erstarrung endiget und den Tod verursachet.

Der Erizo oder Wasserigel ist dem Armado sehr ähnlich, aber nicht völlig so groß, wie dieser. Ausserdem, daß er eben so wie jener bewaffnet ist, hat er eine sehr rauhe Haut voller kurzen scharfen Spitzen; sein Fleisch ist nicht so wohlschmeckend als das von dem Armado.

Der Vieja, oder das alte Weib hat Aehnlichkeiten mit dem Armado und Erizo. Er ist mit Stacheln bewaffnet, die aber weder so stark noch so zahlreich sind, als bey dem vorgedachtem Fisch. Seine Haut, die wie die Forelle vielfarbig ist, scheint voller Runzeln zu seyn. Er grunzt wie der Armado, wenn er gefangen ist, und sein Fleisch ist sehr schmackhaft. Selten wiegt er zwey Pfund, und in den kleinen Bächen und Flüs-

sen

sen ist er immer kleiner, und wiegt nicht mehr als ein halb Pfund.

Die Bagres sind in allem Betracht, außer in der Größe, dem Pati gleich. Selten wiegen sie anderthalb Pfund, öfters aber noch weniger. In jeder Floßfeder neben dem Kopfe haben sie eine starke stachlige Gräte, und müssen, weil sie lange über dem Wasser leben, mit großer Behutsamkeit behandelt werden, wenn sie gefangen sind. Ihr Fleisch ist mild und wohlschmeckend. Man fängt sie entweder in Netzen oder mit Angeln.

Ich muß hier eine Nachricht von einem fremden im Wasser und auf dem Lande lebenden Thiere geben, das sich in dem Platafluß aufhält. Es ist davon noch keine Beschreibung nach Europa gekommen, und auch diejenigen haben seiner nicht erwehnet, die dieses Land beschrieben haben. Was ich hier erzähle, habe ich aus übereinstimmenden Zeugnissen der Indianer und vieler Spanier genommen, die ein Geschäfte an diesem Flusse zu verrichten hatten. Außer diesem habe ich auch selbst, während meines beynahe vierjährigen Aufenthalts an diesem Flusse einmal ein solches Thier im Blick gesehen, so, daß man an dem Daseyn desselben nicht zweifeln darf.

Als ich mich auf meiner ersten Reise, die ich im Jahr 1752. unternahm, um auf dem Parana Bauholz fällen zu lassen, nahe am Ufer befand, schrien die Indianer plötzlich Yaquaru, und als ich hinsahe, erblickte ich ein großes Thier, eben als es sich vom Ufer ins Wasser stürzte, aber die Zeit war zu kurz, um es mit einem Grad von Genauigkeit beobachten zu können.

Es wird Yaquaru oder Yaquaruigh genannt, welches in der Landessprache ein Wassertiger heißt. Nach der Beschreibung der Indianer ist es von der Stärke eines Esels, und von der Figur eines dicken außerordentlich

dentlich großen Flußwolfs oder einer Fischotter, hat scharfe Klauen, starke Hauzähne, dicke und kurze Keulen, lange und zottichte Haare und einen langen zugespitzten Schwanz.

Die Spanier beschreiben es etwas verschieden, und legen ihm einen langen Kopf, eine spitzige Wolfsnase, und steife in die Höhe gereckte Ohren bey. Diese Verschiedenheit in der Beschreibung dieses Thieres rühret wohl daher, weil es, wenn man es ja einmal sieht, so plötzlich wieder verschwindet; oder weil es vielleicht gar eine doppelte Gattung desselben giebt. Ich halte diese letzte Nachricht für die glaubwürdigste, weil sie von angesehenen glaubwürdigen Personen herrühret, die mich versichert haben, sie hätten diesen Wassertiger einigemal gesehen. Man trifft ihn immer am Flusse auf dem Ufer liegend an, von welchem er bey dem geringsten Geräusch ins Wasser springt.

Dem Rindvieh, das am Parana geht, ist er sehr gefährlich, denn es gehen alle Jahre zahlreiche Heerden an diesem Flusse vorüber, und mehrentheils trägt es sich zu, daß er ein Stück davon ergreift. Er eilt sodann mit seiner Beute in den Fluß hinab, und einige Minuten darauf sieht man die Eingeweide desselben auf dem Wasser schwimmen.

Es hält sich in den größten Tiefen, besonders aber in den Wasserwirbeln auf, die durch den Zusammenfluß zweyer Ströme gemacht werden, und schläft in tiefen an den Ufern befindlichen Hölen.

Häfen des Plataflusses.

Die Häfen in diesem Flusse für die Schiffe, sind Buenos-Ayres, die Kolonie von Sacrament, die Bay von Barragan, der Hafen von Montevideo und Maldonado. Es giebt deren noch viele andere für kleinere

Fahrzeuge; hauptsächlich an den Mündungen der verschiedenen Flüsse, die sich in den Plata ergiesen.

Buenos-Ayres, hat eigentlich keinen Hafen, sondern nur einen offenen, allen Winden ausgesetzten Fluß, und dieses um desto mehr, da die Schiffe wegen der an der Küste befindlichen Untiefe genöthiget sind, drey Meilen vom Lande vor Anker zu gehen. Die Winde, besonders die, die von Süden wehen, sind sehr heftig, und die Schiffe sind an diesem Orte gemeiniglich mit Tauen und Ankern, von ungewöhnlicher Stärke versehen.

Der Hafen von Sacrament ist etwas besser, weil er von der Insel des heiligen Gabriels und dem höhern Lande gedeckt wird, und die Schiffe am Gestade ankern können. Dem ungeachtet ist er zu frey und den Winden zu sehr ausgesetzt; außerdem hat er auch einige Klippen und Untiefen, und um mit Sicherheit in denselben einzulaufen, ist ein Steuermann unumgänglich nothwendig.

Die Reede von Barragan, welche zwölf Meilen südöstlich von Buenos-Ayres entfernet ist, ist ebenfalls sehr weit und offen, das Land rings umher niedrig, und Schiffe, die nur etwas beladen sind, müssen immer zwey bis drey Meilen vom Ufer entfernt bleiben. Die einzige Bedeckung, die sie haben, wenn man es so nennen kann, sind einige Där me unter dem Wasser, an welchen sich die Wellen brechen, die aber zu gleicher Zeit für das Ein- und Ausfahren sehr unbequem sind, und bey heftigen Stürmen geben sie wenig Sicherheit, indem sie die Ankertaue zerreiben und die Schiffe an sie getrieben werden.

Montevideo ist der beste und in der That einzige gute Hafen dieses Flusses. Die Spanier scheinen die Wichtigkeit dieses Ortes zu empfinden, weil sie außerordent-

ordentliche Sorgfalt auf seine Befestigung gewendet, und ihn viel fester als Buenos-Ayres gemacht haben.

Der Eingang dieses Hafens ist enge, und läuft durch eine Meerenge, die durch zwey Landspitzen gemacht wird. Auf der einem Spitze nach Westen, erhebt sich ein Berg, der in einer Entfernung von zwölf bis sechzehn Meilen gesehen werden kann, und von diesem Berg hat der Ort seinen Namen.

Es ist gefährlich, nahe an die westliche Spitze hinzusegeln, weil sich daselbst viele Klippen unter dem Wasser befinden. Der Eingang nach Osten zu ist tiefer und sicherer. Ueber der westlichen Landspitze ist eine vierekte Batterie, die dicht ans Wasser gebaut ist. Als ich sie sah, bestand sie nur aus Steinen und Leimen, seit dieser Zeit ist sie aber, wie ich glaube, wieder aus Kalk aufgeführet worden. Der Meerbusen ist, von dem Eingange an, mehr als anderthalb Meilen lang, und er selbst mehrentheils rund. Innerhalb desselben ist auf der östlichen Seite eine kleine Insel, die einen Ueberfluß an Kaninchen hat, und auf Spanisch La Isla de los Conejos genennet wird. Das Land, das diesen Meerbusen umgiebt, ist so sehr hoch, daß kein Sturm, deren es sehr große auf dem Flusse giebt, diesen Hafen erreichen kann, weshalb auch das Wasser immer so eben ist, wie auf einem kleinen See, und für Schiffe vom ersten Range ist es tief genug. Ich habe ein solches Schiff, welches ehemals den Generalstaaten von Holland zugehörte, ietzt aber dem Marquis von Casa in Madrit zuständig war, um Ladung an Bord zu bringen, einlaufen sehen. Er hat einen ebenen leimigen Grund.

Hinter der Batterie liegt die kleine Stadt Montevideo, die den ganzen Theil eines Vorgebürges einnimmt, welches von dem östlichen Theile des Meerbusens gebildet wird. Die Festungswerke sind auf der

nördlichen Seite. Sie sind regelmäßig nach den neuen Regeln der Kriegsbaukunst entworfen, und bestehen aus einer von der See bis wieder zur See, oder von dem äußersten Ende des Hafens bis an den Fluß gezogenen Linie, die das ganze Vorgebürge einschließt; ferner aus einem Bollwerke oder Winkel, der in der Mitte der Landseite gegen über stehet und mit Geschütz wohl versehen ist; endlich aus einer ziemlich starken Schanze mit Baraken für die Soldaten, die alle vor den Bomben sicher sind. Nach der Stadt zu ist nur ein einziger Wall, mit einem Graben auf beyden Seiten. Dieser Ort hat einen Gouverneur und eine Garnison von vier bis fünfhundert Mann regulärer Truppen.

Die andere Seite des Meerbusens ist gar nicht befestiget, und der hohe Berg dienet ihm nicht einmal so viel als ein Wachtthurm. Wenn dieser Berg eingenommen wird, so dürfte er der Batterie, Stadt und Garnison, wegen seiner Höhe, ungeachtet er von der letztern vier bis fünf Meilen entfernet ist, sehr schädlich seyn.

Der Hafen von Maldonada ist der letzte. Nach dem nordlichen Eingange des Plata zu ist er offen, und durch eine kleine Insul gleiches Namens vor dem Südostwinde gesichert. Die Spanier haben hier ein kleines Fort, in welchem ein Detachement Soldaten zur Besatzung liegt. Weiter weiß ich von diesem Hafen nichts, weil ich ihn niemals gesehen habe.

Die nordliche Seite des Plataflusses ist ein unebenes Land, hat sehr hohe Hügel und einige Reihen Berge. Es wird von einer großen Menge von Bächen und Flüssen durchwässert, unter deren letzteren einige sehr breit sind. Die größten dieser Flüsse, sind St. Lucie, der Uruguaigh und der Rio Negro (schwarze Fluß) der zehn Meilen von seiner Mündung in den Uruguaigh fällt. Dieses Land ist sehr fruchtbar, trägt aller-

allerhand Arten Getraide, wenn es bebauet wird, und hat einen Ueberfluß an guten Bauholz; die Flüsse und Bäche sind lauter süße Wasser. Die Spanier besitzen allda eine große Menge Meyerhöfe, aber das Land gegen Norden von Montevideo besitzen die Unglaubigen Minuanies.

Die Charonas und Garoes, zwey Völkerschaften dieser Nation, waren ehedem sehr zahlreich, sie sind aber von den Spaniern gänzlich vertilget worden. In diesem Gebiete gab es sonst eine große Anzahl Rindvieh; und hier vermehret es sich stärker als auf der südlichen Seite des Plataflußes. Es sind daselbst immer große Heerden von Schaaf- und Hornvieh, aber wenig Pferde. In der Nachbarschaft von Montevideo, wo alle europäischen Produkte gut fortkommen, wächst der Contrayerva in großer Menge.

Das spanische Gebiete gränzt gegen Norden an den Rio grande, welcher dasselbe von den portugisischen Kolonien in Brasilien trennet.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung der Beschreibung des indianischen Landes, mit seinen Thälern, Bergen, Flüssen u. s. w. — Terra del Fuego — Falklandsinseln.

In der südlichen Gegend der Stadt Conception, die auf der südlichen Seite des Platastroms liegt, ist der Berg Vivoras oder Otternberg, auf welchem zwey beynahe runde Wälder stehen, die durch einen leeren Raum von einander getrennt sind. Ungefähr vier

Meilen davon nach Süden zu, liegt der Berg Tordillo oder der Schimmelberg, der aus einer großen Anzahl von großen und kleinen Gehölzen bestehet, deren jedes auf einer mit einem Thal umgebenen Anhöhe liegt. Ihre Bäume sind von eben der Art, wie die, die in den Gehölzen am Saladillo wachsen.

Das ganze Land ist eben und niedrig, mit hohen wäßrigen Gras bedeckt und bringet einen Ueberfluß an Armadillen, rothem Wildpret, Straußen und wilden Pferden hervor, und in den Wäldern sind Löwen und Tiger. Einige Theile dieser Wälder erstrecken sich bis zwey Meilen von der Seeküste, die so außerordentlich niedrig und sumpfig ist, daß man nicht vorbey kommen kann, indem der sumpfige Theil beynahe eine Meile breit, und überaus tief ist.

Auf der ganzen Strecke vom Saladillo an, bis an die ersten Berge, trift man weder einen Bach noch Fluß, noch ein anderes als bey Regenzeiten in Seen zusammengelaufenes Wasser an, und bey dürrer Witterung fehlt so gar dieses.

Ungefähr funfzehn bis zwanzig Meilen nach Ost-Süd-Osten von den Wäldern des Tordillo ist das große Vorgebürge des heil. Antons, welches von der südlichen Spitze des Plataflusses gebildet wird.

Die Figur dieses Vorgebürges ist rund, und keinesweges, wie es in einigen Karten vorgestellet ist, spitzig. Es steht auf einer Halbinsel, in welche man auf der westlichen Seite durch einen breiten sumpfigen Bach oder See kommen kann, der aus dem Meere oder dem salzigen Wasser des Flusses Plata entsteht. Es ist hauptsächlich ein leimiger Grund mit einigen wenigen Vertiefungen, der im Winter durch viele kleine Bäche gewässert wird, die einen salzigen Geschmack haben, im Sommer aber gemeiniglich trocken sind. Die Viehtriften sind nicht so gut und das Gras nicht so

hoch

hoch als am Tordillo und Saladillo. Auf der mittäglichen Seite des Vorgebürges fließt ein Arm des westlichen Oceans hinein, bildet eine Bay, und verliehrt sich endlich in Seen. Da diese Bay noch nicht ergründet worden ist, so weiß man nicht, ob sie zu einem Hafen dienen kann, indem alle Schiffe aus Furcht vor den großen Sandbänken, Arenas Gordas oder dicker Sand genannt, sehr weit von dem Vorgebürge absteuern. Ich bin einen Theil dieser Seen rings umgangen, und bey den Kanälen vorbeygekommen, durch welche die andern mit der Bay eine Communication haben, aber mit großer Gefahr, nicht allein in den Sümpfen, sondern noch mehr durch die Tiger umzukommen, die ich an keinem andern Orte so zahlreich als hier gesehen habe. An den Ufern dieser Seen sind sehr dicke Wälder von Tala und Hollunderbäume, die der Aufenthalt dieser grausamen Thiere sind, deren vornehmster Unterhalt in Fischen bestehet.

An der Küste sind drey Sandhügel. Der, welcher der See am nächsten ist, ist sehr hoch und locker und bewegt sich von den Winden, in der Entfernung sieht er aus wie ein Berg. Der nächste ist ungefähr eine halbe Meile von dem vorigen entfernt und nicht so hoch. Der dritte ist noch entfernter, außerordentlich niedrig und schmal, indem der Sand kaum zwey Fuß hoch ist. Das Land zwischen diesen Sandhügeln ist unfruchtbar und trägt fast gar kein Gras. Diese Halbinsel hat einen Ueberfluß an wilden Pferden, die, wie man glaubt, aus den benachbarten Landen dahin gekommen sind, und den Weg nicht wieder haben zurückfinden können; dieser Umstand verursacht, daß die indianischen Jäger sich beständig hieher begeben. Diese kleine Landschaft wird von den Spaniern der Rincon (oder Winkel) von Tuyu genennet, weil das

angrenzende Land, welches sich mehr als vierzig Meilen gen Westen erstreckt, Tuyu heißt. Tuyu bedeutet in der indianischen Sprache, Leimen oder Thon, woraus der Boden dieses ganzen Landes bestehet, und südwärts zehn Meilen lang bis an die ersten Berge fortläufet. Die vorerwehnten Sandhügel erstrecken sich südlich drey Meilen lang bis an das Kap Lobos, haben auf der westlichen Seite über zwey Meilen breites niedriges sumfiges Land, welches von da wo das höhere Land von Tuyu anfängt, das ist, nicht gar zu weit von den Wäldern des Tordillo, längs der Küste fortläuft. In diesem Lande giebt es eine große Menge kleiner Hügel, welche sich nach Osten und Westen, ungefähr drey Meilen lang auseinander dehnen. Sie sind mehrentheils doppelt und am Fuße eines jeden ist ein See von einer, zwey auch manchmal drey englischen Meilen in der Länge. Die merkwürdigsten unter diesen Seen, sind der Bravo, der Palantalen, Lobos, Cerrillos und s. w. Diese Hügel bilden mehrentheils hohe Ufer längst den Seen, und letztere, ohne einen Zufluß von einem Bache, Fluß oder einer Quelle zu erhalten, haben selten Mangel an Wasser, ausgenommen in sehr dürren Jahrszeiten. Die Spanier nennen sie Cerillos (oder kleine Hügel) und es giebt deren welche so gar auf dem andern Ufer des Saladillo.

Zu gewissen Jahrszeiten wimmelt dieses Land von einer unglaublichen Anzahl wilder Pferde, und deswegen versammeln sich die Tehuelhets, Chechehets und zuweilen alle Stämme der Puelchen und Moluchen allhier, um sich einen Vorrath davon anzuschaffen. Sie zerstreuen ihre kleinen beweglichen Häuser über die vorgedachten kleinen Hügel, und jagen so lange, bis sie eine hinlängliche Anzahl zu haben glauben, und ein jeder kehret sodann wieder in seine Heimath zurück.

An der Seeküste und beynahe dicht an den grossen Sandhügeln, liegt ein großer See, Mar Chiquito oder das kleine Meer genannt. Er ist ungefähr fünf Meilen vom Vorgebürge Lobos entfernt und etwa eben so lang, aber nicht über zwey bis drey Meilen breit. Er ist salzig, und hat mittelst eines durch die Sandhügel laufenden Flusses Gemeinschaft mit dem Ocean. Es sind auch noch drey oder vier kleine Flüsse, die auf der nördlichen Seite der Berge Vuulcan und Tandil entspringen; sie verursachen, indem sie quer über die Ebene von Westen nach Osten gehen, einige Sümpfe oder Moräste, und ergießen sich endlich in diesen See. Diese Flüsse haben süßes Wasser und führen einige Bagres und eine Menge von den oben beschriebenen Fischottern; der größte unter ihnen kömmt vom Tandil herab, und endiget sich in der nördlichen Spitze des großen Sees.

In der nördlichen Gegend dieser Flüsse wird der Boden zusehends besser, das Gras steht hoch und grün, und dieses dauert fort bis an den Fuß der Gebürge. Wälder giebt es aber daselbst nicht, auch nicht einmal einzelne Bäume. Weil das Land sehr platt und gleichsam nach der Schnure gezogen ist, so kann man an hellen Tagen die Berge, die eben nicht sehr hoch sind, in einer Entfernung von zwanzig Meilen sehr deutlich sehen.

Diese Berge sind keine fortlaufenden Bergketten, sondern viele Berge oder einzelne Bergreihen, zwischen welchen lange anmuthige Thäler liegen, die die Gemeinschaft derselben unterbrechen. Sie fangen ungefähr sechs Meilen weit von der Seeküste an sich zu erheben, und erstrecken sich wohl auf vierzig Meilen nach Westen zu. Sie steigen fast senkrecht von der Ebene empor, und sind bis auf zehn Yärds vom Gi-

pfel mit Gras bedeckt, und von hier an liegen eine große Menge Steine auf eine solche Art über einander, daß sie gleichsam eine Mauer bilden, die den Berg bis auf die eine Seite, welche nur nach und nach abhängig wird, ganz einschließt. Der abhängige Theil ist in Hügel und Thäler mit kleinen Bächen zertheilt, die sich in dem Grunde mit einander vereinigen, und einen gemeinschaftlichen Strom bilden. Oben auf dem Berge ist eine Strecke Landes, mit allerhand Felsen, Hölen und Hügeln, mit tiefen Bächen, die unter den Rissen der kleinern Hügel fortfließen; es giebt hier auch kleine Wälder von einem niedrigen dornigen Baum, der zum Brennen sehr gut ist. Diese Abwechselung der Landschaft erstreckt sich zwey bis drey Meilen in die Länge und hier und dort eine Meile in die Breite, die manchmal, insonderheit an der Seite des allmähligen Abhanges, mehr beträgt. Am Fuße dieser Berge entspringen eine Menge Quellen, welche in die Thäler hinab rieseln, und zu Bächen werden. Die Pfade, auf welchen man den Berg hinan steigt, sind sehr schlecht und ausserordentlich schmal. Diese verdämmen die Indianer, um die in Tuyu gefangenen wilden Pferde und dergleichen einzusperren, die sie auf dem Gipfel jagen, von welchen sie nicht weiter, als bis zu diesen Durchgängen, die leicht zu verrammeln sind, kommen können.

Zwischen diesen Bergen ist ein ungefähr zwey bis drey Meilen breiter Raum, dessen Land gerade und eben, mit einigen wenigen Erhöhungen, die von Bächen benetzet werden, versehen ist. Diese Bäche fliessen bald mitten durch diese Anhöhen, bald um dieselbe herum, und entstehen aus den Quellen, die von den Bergen herabkommen. Diese Thäler sind sehr fruchtbar, haben ein tiefes schwarzes Erdreich, ohne den gering-

geringsten Leimen, und sind allenthalben mit so schönen Gras überzogen, daß das daselbst weidende Hornvieh in sehr kurzer Zeit fett wird. Sie sind meistens auf der einem Seite von den Bergen oder von einigen hohen Hügeln, die sich in der Mitte empor heben, stark eingeschlossen; gegen Norden oder Nordwesten aber mehrentheils offen, und von den Anhöhen hat man eine anmuthige und reizende Aussicht eine weite Strecke ins Land hinein, indem alle die eingeschlossenen Thäler zwischen den Bergen höher liegen, als das ebene Land gen Norden. Ich kenne kein einziges Land in dem Gebiete von Buenos-Ayres, das verbesserungsfähiger wäre, als dieses. Der Mangel guten Holzes um Häuser zu bauen, ist die einzige Unbequemlichkeit, der es unterworfen ist, welcher aber dennoch binnen wenig Jahren und mit einer geringen Beschwerlichkeit abgeholfen werden könnte, besonders, da genug Materialien zur Aufbauung solcher Häuser vorhanden sind, die zwar nur mit Rohr gedeckte Dächer haben, und kurz dauern, aber so lange, bis man bessere bauen kann, immer gut genug sind.

Die kleinen Flüsse oder Bäche, die von den Bergen kommen, fallen in Seen, unter welchen manche mehr als eine Meile lang sind. Es giebt einen solchen See, von eyförmiger Figur, der von einem Berge zum andern ausgedehnet und bey windigem Wetter sehr stürmisch ist. Noch ein anderer See, Cabrillos genannt, ist wie eine 7 gestaltet, und so lang, aber nicht so breit, wie der vorige. Auf diesem See giebt es viele Enten von verschiedenen Arten und Farben, deren einige so groß sind wie Gänse und auf einem Ende desselben sahe ich deren so viele, daß ich für der grossen Anzahl das Wasser, ungeachtet es breit war, nicht unterscheiden konnte. Auf einer Seite dieses Sees

sind

sind Hügel und auf der andern ein hoher abgebroche-ner Damm. An dem einen Ende desselben fällt ein kleiner Fluß hinein, der von den Bergen kömmt, und der, weil er keinen unmittelbaren Kanal hat, wodurch er abgeführet werden könnte, unter der Erde fortläuft und in der Entfernung von einer Meile zwischen dem See und dem Gestade des Meeres hervor bricht.

Der Theil der Berge, welcher nach Osten zu, und der See am nächsten liegt, wird von den Spaniern durch eine irrige Auslegung oder Verfälschung des indianischen Namens Vuulcan oder Voolcan, Vulcan genannt. Denn es ist derselbe eine weite Oeffnung nach Süden zu, und Vuulcan bedeutet in der moluchischen Sprache eine Oeffnung. Volkane giebt es hier nicht, und gleichwohl scheint das spanische Wort das Daseyn solcher Berge in dieser Gegend in sich zu enthalten. Der mittlere Theil heißt Tandil, von einem Berge dieses Namens, der höher ist als alle übrigen. Die letzte Spitze dieser Bergkette gegen Westen heißt Cayru.

Auf der östlichen Seite des Vuulcan nach der See zu, ist das Land ungefähr zwey Meilen lang uneben, hernach wird es flach und hat Bäche und überwässerte Plätze. Es giebt hier sowohl auf dem bergigen als niedrigen Lande einige dicke und fast undurchdringliche Wälder, in welchen ein großer Theil der kleinen dornigen Bäume, die auf den Bergen wachsen, und eine Menge Hollunderbäume stehen, die hier sehr stark und zu einer Höhe von sechs bis sieben Yärds empor wachsen. Die Frucht ist wie die unsrige, aber wegen ihrer durch eine angenehme Süßigkeit gemäßigten Säure, sehr gut zu essen. In andern nördlichen Ländern, als in Buenos-Ayres, Cordova u. s. w. hat die Frucht einen bittern und ekeln Geschmack, und die

Bäume

Bäume wachsen nicht so hoch. An der Seeküste, etwa drey Meilen von der See, ist eine Anhöhe, die längs dem Gestade ungefähr vier Meilen lang fortläuft, ausserordentlich fruchtbar ist, und reiche Triften hat, wo das Hornvieh sehr fett wird.

Am Gestade sind in dieser Gegend zwey kleine runde Hügel, Cerros de los Lobos, oder die Hügel der Seewölfe genannt. Das Gestade selbst besteht aus hohen Klippen und großen Steinen. Es giebt hier zahlreiche Heerden von Seewölfen und Seelöwen, so wie sie in Lord Ansons Reise beschrieben werden, die auf den Klippen schlafen, und ihre Jungen in den großen Hölen derselben saugen. In den Wäldern halten sich viele Löwen, aber wenig Tiger auf.

Tiefer nach Süden hin hat die Küste viele Meilen bis an die Mündung des rothen Flusses oder des ersten Desaguadero, senkrechte Ufer, von einer so erstaunlichen Höhe, daß man sich entsetzt, wenn man sich dem Rande derselben nahet, sie endigen sich aber in niedrige Sandbänke. Längst dieser ganzen Küste sind viele kleine Bäche und Flüsse, die, nachdem sie die Ebenen von den vorhergedachten Bergen herab durchkreuzet haben, in den Ocean fallen.

Das Land zwischen den ersten Bergen und dem Berge Casuhati ist eben und offen, und die Indianer brauchen gemeiniglich, wann sie keine Zelte mit sich führen, vier Tage zur Durchreise. Die Chechehets, wenn sie nach dem rothen Fluß reisen, gehen geraden Weges vom Vuulcan näher nach der Seeküste, dann zwischen dem Casuhati und der See ungefähr funfzehn Meilen nach der östlichen Seite dieses Berges, und eben so weit von der See nach Westen, und dieses thun sie, um eine ungeheure Sandwüste, Huecuvu Mapu, oder das Teufelsland zu vermeiden, wo sie mit ihren Familien überschüttet werden würden,

wenn

wenn während ihrer Durchreise durch dasselbe, ein Wind entstünde.

Der Casuhati ist der Anfang einer langen Kette von Bergen, die eine Art von Dreyeck bildet, wovon er selbst einen Winkel ausmacht, und von hier an erstreckt sich die eine Seite des Dreyecks bis zum Cordillera in Chili, die andere aber endiget sich in der magellonischen Straße, jedoch so, daß sie hier und da durch Thäler und fortlaufende Bergketten, die sich in vielen Krümmungen von Norden nach Süden dehnen, unterbrochen werden. Die Seite, welche der Casuhati bildet, ist bey weitem die höchste. Aus dem Mittelpunkte einiger niedrigen Hügel erhebt sich ein hoher Berg, der so hoch als der Cordillera und beständig mit Schnee bedeckt ist, und es geschieht sehr selten, daß ein Indianer auf den Gipfel desselben kömmt. Von diesem hohen Berge hat dieser ganze Theil seinen Namen erhalten; denn Casu bedeutet in der Puelchischen Sprache einen Hügel oder Berg und hati hoch. Die Moluchen nennen ihn Vuta Calel oder die große Masse. Aus der südlichen Seite dieses Berges brechen einige Bäche und Ströme hervor, die tiefe mit Weidenbäumen bedeckte Ufer haben, deren sich die Indianer zur Aufbewahrung ihres Hornviehes als Umzäunungen bedienen. Wenn sie weiter nach Süden hinkommen, vereinigen sie sich zu einem kleinen Fluß, der nach Südosten läuft, und sich in den Hueyque Leuru oder den kleinen Fluß Sauces, in einiger Entfernung von seiner Mündung ergießt.

Die Hügel des Casuhati haben nach einer Ausdehnung von ungefähr drey bis vier Meilen nach Westen, eine etwa drey hundert Yärds weite Oeffnung, wodurch diejenigen zu gehen genöthiget sind, die diesen und nicht jenen Weg zwischen dem Casuhati und dem rothen

Flusse

Flusse nehmen. Sie heißt Guamini und hat auf beyden Seiten steile Hügel. Das ganze an diese Hügel angrenzende Land ist frey und anmuthig und reich an Viehweiden. Weil die guten Verzäunungen, die die Hügel und Bäche für das Vieh verschaffen, uud die westlichen Ebenen an Wildpret einen Ueberfluß haben, so werden sie von Indianern verschiedener Nationen bewohnet, die nach dem Verhältniß ihrer Stärke dergestalt abwechseln, daß immer die schwächsten den Ort zu verlassen genöthigt sind.

Auf der westlichen Seite des weitläuftigen Landes Tuyu bis an die dem Casuhati gegen über liegenden Wälder hinab, ist das Land der Divihats, welches gen Süden an diese Wälder, gen Norden an die Taluhets und an das Gebiet von Cordova und gen Westen an die Pehuenches grenzt. Der gegen Morgen liegende Theil dieses Landes ist ein offenes weites Feld, mit weniger Waldung oder jungem anfliegenden Gehölze, das aber an manchen Gegenden durch große Regengüsse und durch das Austreten vieler großen Seen öfters überschwemmt wird. Einige dieser letzten, die in der westlichen und südlichen Gegend dieses Landes liegen, bringen ein feines krystallartiges Salz, wie das aus dem See St. Lucar hervor. Die Spanier thun jährlich eine Reise nach diesen Seen, mit einer Bedeckung von Soldaten, um sie und ihr Hornvieh gegen die Anfälle der Indianer zu vertheidigen, und beladen zwey bis drey Karren mit dieser so nöthigen Materie. Die Entfernung dieser Salzseen von Buenos-Ayres beträgt ungefähr hundert und funfzig Meilen. Sie sind sehr lang und breit, und manche derselben in einer beträchtlichen Weite mit Gehölze eingefaßt. Ihre Ufer sind von dem Salze ganz weiß, und dieses bedarf keiner andern Zubereitung, als daß man es an die Sonne legt und trocknet.

Weiter nach Westen hin ist ein Fluß mit sehr hohen und steilen Ufern, weshalb er von den Spaniern Rio de las Barancas, oder der Uferfluß genannt wird. Die Indianer heißen ihn Hueyque Leuru, oder Sauces d. i. Weidenfluß, weil dergleichen Bäume an seinen Ufern wachsen. Dieser Fluß ist von beträchtlicher Größe, aber in Vergleichung mit dem rothen und schwarzen Flusse, doch nur klein. — Er ist mehrentheils seicht, so, daß man durchwaden kann, zuweilen wächst er aber doch vom Regen oder geschmolzenen Schnee sehr hoch an. Er entstehet auf dem ebenen Lande zwischen den Bergen von Achala, Yacanto und dem ersten Desaguadero oder rothen Flusse, aus einer großen Anzahl von Bächen, die auf diesem Berge entspringen, und nimmt seinen Lauf von da nach Süden und Südosten, bis er zwölf bis vierzehn Meilen weit nach der östlichen Seite des Casuhati fortfließt, und in den Ocean fällt, nachdem er sich zuvor mit einem andern kleinen Flusse, der von dem Casuhati herab kömmt, vereiniget hat.

Das Vorgeben der Indianer aber, als wenn sich dieser Fluß nicht unmittelbar in das Meer, sondern in den rothen Fluß, in einer geringen Entfernung von seiner Mündung ergieße, kömmt mir sehr zweifelhaft vor. Dieses ganze Land, besonders der östliche Theil, welcher am nächsten an Tuyu und die Gebürge grenzt, ist reichlich mit wilden Pferden versehen.

Das Land zwischen dem Hueyque Leuru und dem rothen Flusse ist beynahe eben so beschaffen, nur daß es eine große Menge von Seen und Morästen mit untermischten Wäldern hat.

Der erste Desaguadero oder rothe Fluß ist einer der breitesten Flüsse, die durch dieses Land gehen. Er erhält

erhält seine Entstehung von Bächen, die aus der westlichen Seite des Cordillera, beynahe in der Höhe von Chuapa, der nördlichsten Stadt in Chili, hervor brechen, und in seinem fast geraden Laufe von Norden nach Süden verschlingt er, ausser einer ungeheuren Masse geschmolzenen Schnees, alle Flüsse, die von dieser Seite der Cordilleras herab kommen; erreicht, innerhalb ungefähr zehn Meilen, mit einem tiefen und reißenden Strome St. Juan und Mendoza, bey welcher letztern Stadt er den großen Fluß Tunueya und einen andern, Portilio genannt, der sich mit diesem vereiniget, aufnimmt, und bald darauf von den Seen von Guanacache verschlungen wird.

Diese Seen sind wegen der großen Menge Forellen, die in denselben gefangen werden, noch mehr aber dadurch berühmt, daß sie einen so großen Fluß in ihrem Busen begraben; denn hier scheint er zu endigen, indem er sich in die Bäche und Moräste vertheilt. Aber in einer Entfernung von wenig Meilen bricht er wieder in einer ungeheuern Anzahl von kleinen Flüssen hervor, die sich zusammen vereinigen, und einen gemeinschaftlichen Fluß bilden, der von den Picunches, entweder wegen der großen Menge kleiner Flüsse, aus welchen er besteht, oder wegen seiner Breite, Huaranca Leuru, das ist, tausend Flüsse, genannt wird. Endlich wird er immer breiter und seichter, bis er sich in das Meer ergießt. Die Pehuenches nennen diesen Fluß wegen seiner rothfärbigen Ufer Cum Leuru, oder den rothen Fluß.

Die Indianer u. a. gehen im Winter, wenn der Boden hart gefroren ist, ohne die geringste Unbequemlichkeit über die Moräste; aber wenn von der Sonnenhitze der Schnee auf den Cordilleras schmilzt, so wächst der Desaguadero so hoch an, daß er Seen und

Moräste überschwemmet, und niemand weder über diese, noch über den rothen Fluß kommen kann, ausser diejenigen, die gut schwimmen können; eine Geschicklichkeit, die die Pehuenches und Picunches nicht besitzen.

Dieser Fluß richtet seinen Lauf von da, wo er sich mit den kleinen Flüssen vereiniget, nach Südosten, bis er sich dem zweyten Desaguadero oder schwarzen Flusse in der Entfernung einer Tagreise nähert; alsdenn wendet er sich wieder ungefähr funfzig Meilen weit nach Osten, in die Nachbarschaft des Casuhati. Von da kehret er wieder gen Südosten, und behält diese Richtung, bis er sich in die See ergießt. Die Mündung dieses Flusses macht eine weite Bay oder Oeffnung, die aber von vielen Schlamm und Sandbänken verstopft und deswegen seicht ist.

In diesem Jahrhunderte gieng einmal ein spanisches Schiff an der Mündung dieses Flusses in der Bay Anegada zu Grunde. Die Mannschaft desselben rettete sich auf ein Boot, ruderte auf dem Flusse fort, und kam zu Mendoza an. Im Jahr 1734. oder um diese Zeit, waren die Masten und ein Theil des Lastschiffes noch übrig, und wurden von den Spaniern gesehen, die zu dieser Zeit unter dem Feldmarschall Don Juan de Samartin, der mir dieses als ein Augenzeuge erzählet hat, eine Streiferey ins Land unternahmen. Der Lauf dieses Flusses ist also ausser allem Zweifel richtig bestimmt.

Die Tehuelhets am schwarzen Flusse und die Huilliches gehen, auf ihrer Reise nach dem Casuhati, an den zwey Stellen über diesen Fluß, wo er sich nach Osten und Südosten wendet. Er mag wohl an diesen Uebergängen ungefähr hundert und funfzig Yärds breit,

aber nicht so tief seyn, daß man nicht sollte durchwaden können, ausser wenn er durch Regen und geschmolzenen Schnee in die Höhe getrieben wird. Alsdann ist er so tief, daß keine Weiber mit den Zelten, sondern nur Männer die mit ihren Pferden schwimmen, hindurch kommen können. Die Chechehets paßiren ihn auf ihren Reisen zwischen ihrem eigenen und den spanischen Gebieten, nahe an der Mündung.

Das Land zwischen diesem und dem Flusse Sanquel, der sich in den zweyten Desaguadero ergießt, ist dergestalt voller Moräste, und Wälder von jenem dornigen, dicken und rauhen Schilfrohr, das in der Sprache der Pehuenches Sanquel genannt wird, daß man nirgend wo, als dicht an den Cordilleras und bey dem Ursprung des Flusses, oder da, wo er auf diesem Gebürge entspringt, hindurch kommen kann.

Zwölf Meilen von dem Casuhati nach Westen und ungefähr sechs bis acht Meilen von dem Guamini, fließt der vorgedachte Hueyque Leuru. Der Weg zu diesem Flusse geht über Hügel, Thäler, steinige Berge und durch viele Wälder. Diese letzten sind so ausserordentlich dick, daß man nur auf zwey geraden Fußpfaden, die nach dem Colorado oder rothem Fluß führen, und wovon sich der eine in Westen endiget, der andere aber nach Norden drehet, hindurch kommen kann. Die Wälder selbst erstrecken sich über zwanzig Meilen nach der nördlichen Gegend des Colorado; gen Süden dehnen sie sich bis an den zweyten Desaguadero, wo sie aber etwas schmäler werden, und nach Westen stoßen sie an den Fluß Sanquel, wo ihre Breite sehr abnimmt. Ungefähr fünf bis sechs Meilen nach der westlichen Gegend des Flusses Hueyque ist mitten im Walde ein großer Salzteich, und etwa fünf bis sechs Meilen weiter, noch ein zweyter. Es

giebt auch noch zwey andere, wovon der eine nach Süden, der andere nach Norden liegt. Sie enthalten einen Ueberfluß an vortrefflichem reinen Salze, womit sich die Indianer, wenn sie hieher kommen, reichlich versehen. Es ist auch noch ein anderer sehr grosser Salzteich nicht weit von der Seeküste, zwischen dem ersten und zweyten Desaguadero.

Auf der Reise von dem Hueyque Leuru bis an den ersten Desaguadero oder rothen Strom bringt man vier, zuweilen auch fünf Tage zu, wenn man Zelte mit sich führet; in der Gegend, wo dieser Fluß sich nach Süden neiget, muß man durch dicke niedrige Wälder. Von da geht man immer nach Westen an den Ufern dieses Flusses hin, und läßt die Wälder in Norden liegen; nach fünf bis sechs Tagen gelanget man an den Platz, wo er aus Norden kömmt, und sich nach Osten zu schlängelt, und dieses ist der Uebergang. Wenn man nach einer langen Tagereise gerade nach Süden über ein felsiges mit Wäldern beschwertes Land, wo man sich nicht aufhalten kann, gekommen ist, so sieht man von Hügeln, die sehr hoch sind, den schwarzen Fluß oder zweyten Desaguadero durch ein tiefes breites Thal fließen, welches auf beyden Seiten des Flusses ungefähr zwey Meilen breit ist.

Dieser Fluß, der größte in ganz Patagonien, ergießt sich in den westlichen Ocean, und ist unter verschiedenen Namen bekannt. Er heißt der zweyte Desaguadero oder zweyte Kanal; der Desaguadero von Nahuelhuaupi oder Kanal von Nahuelhuaupi; die Spanier nennen ihn den großen Sauces oder Weidenfluß; einige Indianer Cholehechel; von den Puelchen wird er Leuru Camo, oder, durch eine Verwandlung seines besondern Namens in den allgemeinen, der Fluß, endlich von den Huillichen und Pehueuchen

Cusu

Cusu Leuru, das ist, Rio negro oder der schwarze Fluß genannt. Da, wo er von dem ersten nach dem zweyten Desaguadero kreuzet, heißt er Colehechel.

Die eigentliche Quelle dieses Flusses weiß man nicht genau, man muthmaßet aber, daß er nicht weit von dem Ursprunge des Flusses Sanquel entspringe. Er wird von einer großen Menge Bäche und kleiner Flüsse gebildet, fließet ungesehen unter hohen zerrissenen Klippen fort, und wird von einem sehr engen und tiefen Kanal eingeschlossen, bis er sich endlich nicht weit über Valdivia, aber auf der andern Seite der Cordilleras, als einen sehr breiten, tiefen und reissenden Strom zu zeigen anfängt. In einer geringen Entfernung von seiner ersten Erscheinung vermischt er sich mit vielen Flüssen, von welchen einige lang sind, von den Cordilleras herab kommen, und mehrentheils an der nördlichen Seite hinein fallen.

Ein Tehuel oder südlicher Cacike beschrieb mir deren wohl sechzehn auf meinem Tische, und nennete mir ihre Namen. Weil ich aber keine Schreibematerialien bey der Hand hatte, so konnte ich sie nicht aufzeichnen, und habe sie seitdem wieder vergessen. Er fügte auch hinzu, daß er keine Stelle in dem Flusse wüßte, die sogar vor dem Einflusse eines von den kleinern nicht breit und tief wäre. Sein Ursprung war ihm nicht bekannt, sondern er sagte nur, er käme aus Norden. Er war der Bruder des alten Caciken Cagapol, schien älter als siebzig Jahre zu seyn, und hatte seine ganze Lebenszeit an den Ufern dieses Flusses zugebracht.

Unter diesen Flüssen, welche sich auf der nördlichen Seite des schwarzen Flusses in denselben ergießen, ist ein langer breiter und tiefer, der aus einem großen See entspringt, der beynahe zwölf Meilen lang, fast rund ist, und Huechum Larquen oder der Grenzsee ge-

nannt wird. Dieser See ist etwa zwey Tagreisen von Valdivia entfernt, und entstehet aus Bächen, Quellen und Flüssen, die von den Cordilleras herab kommen.

Ausser diesem Flusse, den dieser See nach Osten und Süden sendet, und der einen Theil des großen Flusses ausmacht, soll noch ein anderer aus ihm hervor kommen, der nach Westen gehen und bey Valdivia eine Communication mit der Südsee haben soll; weil ich aber dieses Vorgeben nicht genug untersuchet habe, so kann ich auch die Wahrheit desselben nicht bekräftigen.

Gen Norden ist noch ein schmaler Fluß, der höher hinauf am Fuße der Cordilleras entspringt, und das Land von Nordwesten nach Südosten durchkreuzet. Er fällt ungefähr anderthalb Tagreisen von der östlichen Grenze von Huichin, dem Lande des Caciken Cagapol in den Desaguadero. Er heißt Pichi Picuntu Leuru, das ist, der kleine nördliche Fluß, um ihn von dem Sanquel, der ebenfalls in den Desaguadero fällt, zu unterscheiden, denn diese beyden Flüsse werden von den Indianern die nördlichen Flüsse genannt. Die Mündung dieses und des Sanquelflusses sind vier bis fünf Tagreisen von einander entfernt.

Der Fluß Sanquel ist einer der breitesten Flüsse dieses Landes, und kann als ein anderer Desaguadero oder Kanal der Schneegebürge der Cordilleras angesehen werden. Er kömmt sehr fern aus Norden, strömt zwischen den Bergen unter tiefen Brüchen und Abgründen fort, und wird den ganzen Weg hindurch von den vielen Bächen vergrößert, die sich mit ihm vereinigen. Er kömmt zum erstenmal an dem Orte zum Vorschein, der Diamante d. i. Diamant genennet wird, und von diesem Orte haben ihm die Spanier den Namen Rio del Diamante gegeben. Eine kleine Strecke von seinem Ausflusse erhält er einen beträcht-

trächtlichen Zuwachs von Bächen, die von dem Fuße der Cordilleras nach Norden gehen, und tiefer unten nach Süden zu, ergießt sich so gar der Fluß Lolgen in ihn. Sein Strom ist breit und reißend, selbst da, wo er zuerst zum Vorschein kömmt; er wächst von den vielen Bächen und Quellen an, die ihm von den Bergen und dem sehr nassen Lande, das er dreyhundert Meilen weit durchströmt, zufließen, indem er beynahe in gerader Linie von Norden nach Süd gen Osten läuft, bis er durch eine sehr weite und offene Mündung in den zweyten Desaguadero oder schwarzen Fluß fällt.

Bey dem Zusammenflusse dieser zwey Ströme ist ein großer Wasserwirbel, über welchen jedoch die Indianer mit ihren Pferden schwimmen können. Der Sanquel hat allenthalben, besonders aber da, wo er größer wird, einen heftigen Lauf. An seinem Ufer stehen Schilf und hohe Weidenbäume.

Auf der südlichen Seite fallen nur zwey Flüsse von einiger Beträchtlichkeit in den großen oder zweyten Desaguadero. Einer heißt Lime Leuru bey den Indianern, und bey den Spaniern Desaguadero, oder der Kanal von Nahuelhuaupi oder Nauwolwapi. Das Volk von Chili giebt dem ganz großen Flusse diesen Namen, wiewohl aus Unwissenheit, weil es einige seiner Aerme nicht kennt, unter welchen sich auch der Lime Leuru befindet, der nicht so groß, als der Sanquel, und so gar kleiner ist, als eben dieser Hauptarm bey seinem Ausbruche auf den Cordilleras.

Dieser Fluß kömmt fast ganz nördlich mit einem großen und reissenden Strome aus dem See von Nahuelhuaupi, läuft durch Thäler und Moräste, setzt seinen Lauf ungefähr dreyßig Meilen lang fort, und nimmt von den benachbarten Hügeln, vor welchen er vorbey kömmt, eine Menge Bäche auf, bis er sich endlich in den zweyten Desaguadero, etwas tiefer als

jene, die aus dem Huechum Larquen oder Grenzsee kommen, ergießt. Die Indianer nennen ihn deswegen Lime Leuru, weil die Thäler und Moräste, durch die er fließt, voller Blutigel sind, die in der Sprache der Huilliches Lime genennet werden; daher heißt das Land Lime Mapu das Land der Blutigel und das Volk Lime Che, das Volk der Blutigel.

Der See von Nahuelhuaupi ist einer der größten, die von den Wassern der Cordilleras gebildet werden, und nach der Erzählung chilischer Mißionarien, beynahe funfzig Meilen lang. Auf der einem Seite desselben ist nahe am Ufer eine kleine, niedrige Insel Nahuelhuaupi oder die Tigerinsel genannt. Nahuel bedeutet nemlich einen Tiger, und Huaupi eine Insel. Er liegt auf einer weiten Ebene, und ist mit Hügeln, Klippen und Bergen umgeben, von welchen er viele Bäche, Quellen und geschmolzenen Schnee empfängt. Auf der südlichen Seite fällt ein kleiner Fluß hinein, der aus dem Lande der Chenos kömmt, das auf dem festen Lande, Chiloe gegenüber, liegt.

Der andere Fluß, der von Süden in den zweyten Desaguadero fällt, ist nur klein, und heißt bey den Indianern Machi Leuru, oder der Fluß der Zauberer, aber warum? weiß ich nicht. Er kömmt aus dem Lande der Huillichen, läuft von Süden gen Norden und ergießt sich ein wenig tiefer, als der Lime Leuru, in diesen Fluß.

Von hier an nimmt der zweyte Desaguadero seinen Lauf nach Osten, macht, wenn er nach dem Colehechel kömmt, eine kleine Krümmung, wo er sich dem ersten Desaguadero, der alsdenn nur zehn bis zwölf Meilen von ihm entfernt ist, nähert; dann krümmt er sich wieder niederwärts nach Südosten zu, bis er in den Ocean fällt.

Eine

Eine kleine Strecke unter dieser Krümmung macht er einen großen Umschweif oder Zirkel, der eine Halbinsel bildet. Der Hals derselben ist ungefähr drey Meilen weit und die Halbinsel selbst, die beynahe völlig rund ist, etwa sechs Meilen drüber. Sie wird die Umzäunung der Tehuelhets oder Tehuel-Malal genennet. Auf beyden Seiten dieses Flusses an der Halbinsel hin, liegen hohe Hügel und Berge, aber so weit von dem Flusse entfernt, daß man an vielen Stellen zwischen beyden drey bis vier Meilen breite Ebenen, die reiche Viehtriften haben und niemals besäet werden, antrift; an manchen Stellen kommen auch die Hügel dem Flusse näher. Die Ufer sind mit Weidenbäumen bedeckt, es liegen auch hier und da kleine Inseln in dem Flusse zerstreut, unter welchen diejenige mit die größte ist, die in dem Lande des Caciken Cagopol liegt, und auf welcher dieses Oberhaupt und seine Vasallen ihre Pferde verwahren, damit sie ihnen nicht von den Pehuenches gestohlen werden. Ich habe noch von keinem Falle oder einer Untiefe in diesem Flusse gehört. Er ist sehr reissend und die Fluth steigt ausserordentlich hoch, wenn das Regenwasser und aller geschmolzener Schnee von der westlichen Seite der Cordilleras herabläuft, die, da sie eine Bergkette von siebenhundert und zwanzig Meilen lang ausmacht, vom fünf und dreyßigsten bis zum vier und vierzigsten Grad südlicher Breite reicht. Diese Anschwellung des Flusses geschieht so plötzlich, daß er, ob man ihn gleich eine große Strecke weit an die Klippen schlagen und braussen hört, dennoch den indianischen Weibern und Männern kaum so viel Zeit übrig läßt, als erstern, ihre Zelte niederzureissen und ihre Geräthschaften fortzutragen, und letztern, ihre Heerden auf die Berge zu treiben, nöthig ist. Die große Fluth verursachet zuweilen vieles Unglück; das ganze Thal ist überschwemmt, und

Zelte, Vieh und manchmal Weiber und Kinder werden in den ungeheuern wütenden Strom hinabgerissen.

Die Mündung dieses Flusses an der atlantischen See, ist, wie ich glaube, noch nie recht untersucht worden. Sie heißt Bay sans Fond, oder die grundlose Bay, entweder wegen ihrer Tiefe, oder, nach einiger Meinung, wegen ihrer Untiefe; ich weiß es nicht, aber ich sollte eher denken, wegen des erstern. Denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Fluß, der so reissend ist, und von dem Fuße der Cordilleras einen Weg von bey nahe dreyhundert Meilen zwischen Klippen und Steinen zurücklegt, eine große Menge Sandes mit sich hinabführen, oder, geschähe es ja, daß sich dieser Sand, der Gewalt eines so reissenden Stroms ungeachtet, an seiner Mündung fest setzen sollte. Die Spanier nennen diese Mündung die Bay St. Matthias, und setzen sie auf den vierzigsten Grad 42 Min. südlicher Breite, ob sie gleich auf Herrn d'Anvilles Karte zwey Grade weiter von der Linie entfernt liegt. Ich kann nicht glauben, daß die Entlegenheit des ersten Desaguadero von dem zweyten so groß ist. Alle Indianer behaupten, daß diese beyden Flüsse in keiner weiten Entfernung von einander in die See fallen. Aus diesem Grunde habe ich auf meiner Karte das Mittel zwischen beyden Entfernungen angenommen.

Auf einer im Jahr 1746. zur Untersuchung der Seeküste und s. w. zwischen dem Platafluß und der Magellanischen Straße geschehenen Unternehmung, wurde die Mündung dieses Flusses nicht mit untersucht, ob gleich der Schiffskapitän beordert war, zu dieser Untersuchung besondere Veranstaltungen zu treffen; denn er versäumte es, eine Nachricht davon zu geben, als er in die Breite derselben gekommen war. Dieses Verfahren begründete er damit: daß er lediglich beordert worden wäre, „einen Hafen zu entdecken, wo eine

„Kolo-

„Kolonie entweder in der Nähe oder nicht gar zu weit „von der Mündung der Straße, zur Unterstützung der „nach der Südsee gehenden Schiffe, angeleget werden „könnte; daß er, vom Hafen Gallegos an, die ganze „Küste beobachtet, aber keine einzige Stelle habe fin„den können, die nicht einen unfruchtbaren Boden, „Mangel an den gewöhnlichsten Bedürfnissen von Holz „und Wasser gehabt hätte, und also zu Anlegung ei„ner solchen Kolonie im geringsten geschickt gewesen „wäre; daß er alles gethan habe, was hinlänglich ge„wesen wäre, den König von Spanien zu beruhigen, „welcher auf die thörichten Versuche einer gewissen nord„lichen Nation eifersüchtig sey, die dahin giengen, sich „in einem Lande festzusetzen, wo so viele Menschen, als „hier zurückgelassen worden, hätten umkommen müs„sen; daß die Bay ohne Grund zu weit von dem Vor„gebürge Horn entfernt sey, als daß man sie mit in „den Zirkel seiner Instruktion hätte ziehen können; „daß sein Vorrath von frischem Wasser kaum so lange „gedauert hätte, bis er in den Platastrom eingelaufen, „und daß er nicht einmal gewiß gewesen wäre, ob er im „Stande seyn würde, weiter als bis an die Mündung „des Sauces zu kommen.

Eine Kolonie an der Mündung dieses Flusses würde für die Schiffe, die nach der Südsee segeln, viel bequemer seyn, als die zu Buenos-Ayres, wo sie wegen der widrigen Winde vierzehn Tage bis vier Wochen lang warten müssen, ehe sie auslaufen können, und am Ende doch wohl nicht im Stande sind, über die seichten Stellen zu kommen, wenn nicht zum Glück das Wasser hoch ist; und nach allen diesem geht immer eine Woche hin, ehe man bis in die Bay ohne Grund kömmt, binnen welcher Zeit ein Schiff, das von dort aus läuft, schon um das Kap Horn gesegelt und in die Südsee eingelaufen wäre.

Wenn

Wenn eine Nation darauf verfiel, dieses Land zu bevölkern, so würde dieses für die Spanier die Ursache einer beständigen Unruhe seyn. Denn von hier aus können Schiffe in die Südsee geschickt, und ihre Seehäfen zerstöret werden, ehe noch ein solcher Entwurf oder ein solches Vorhaben in Spanien oder so gar in Buenos-Ayres bekannt würde. Ferner würde man einen kürzern Weg entdecken können, indem man mit großen Booten den Fluß hinauf bis nach Valdivia ruderte. Viele Indianer an diesem Flusse, die tapfersten unter allen, würden sich selbst blos wegen des Beutemachens als Soldaten einschreiben lassen, und auf diese Art die beträchtliche Garnison zu Valdivia aufgehoben werden. Eine gewisse Folge davon wäre alsdann die Einnahme von Valparaiso, einer viel schwächern Festung; und der Besitz dieser beyden Plätze würde endlich die Eroberung des fruchtbaren Königreichs Chili nach sich ziehen.

Der Plan zur Anlegung einer Kolonie kann hier viel füglicher als auf den maluinischen Inseln oder an den Häfen Desire und San Julian ausgeführet werden, weil man hier einen Ueberfluß an Holz und Wasser, und ein gutes zum Feldbau tüchtiges Land hat, das seine Bewohner zu erhalten im Stande ist. Man hätte auch sehr große Bequemlichkeiten, wenn man sich auf der Halbinsel, die Umzäunung der Tehuelhets genannt, niederlassen wollte: denn außerdem, daß sie von dem breiten und reissenden Strom, der einen natürlichen Wallgraben bildet, beschützet wird, hat sie ein achtzehn Meilen langes sehr fruchtbares Erdreich, das mit reichen Viehtriften, einer Menge Haasen, Kaninchen, wilden Vögeln, rothen Wildprets und dergleichen versehen ist, und kann aus dem Flusse mit allerhand Arten von Fischen überflüßig versorgt werden.

Die

Die Bemerkung, daß die Kolonisten auf der Stelle für einen sehr geringen Aufwand mit Kühen, Pferden u. d. versehen werden können, ist von Wichtigkeit. Man könnte daselbst auch einen Handel mit den Indianern errichten, welche für himmelblau gefärbte Glaßknöpfe Cascabells von geschlagenem Kupfer, breite Schwerter, Lanzenspitzen und Beile, ihr Hornvieh zum Gebrauch der Kolonie, und seine Felle, welche nach Europa geschickt werden könnten, gern vertauschten. Es kommen so selten Schiffe in diese Gewässer, und alle diese Dinge könnten so stille verrichtet werden, daß der Ort bevölkert und viele Jahre behauptet werden könnte, ehe die Spanier noch davon unterrichtet würden. So hatten sich, um ein Beyspiel anzuführen, die Franzosen auf diesen südlichen Inseln schon einige Jahre festgesetzt, ohne daß es die europäischen Nationen erfuhren.

Außer noch einer gewissen Art Bäume, die die Indianer für heilig halten, und nie verbrennen, tragen die Wälder in dieser Gegend alle vorherbeschriebene Gattungen von Bäumen. Dieser Baum giebt ein Gummi, das in seiner Haltung und Farbe dem gelben Wachs gleicht. Wenn es auf Kohlen gelegt wird, giebt es einen sehr wohlriechenden Geruch von sich; aber mit den bey uns gebräuchlichen Apothekergummis hat es keine Aehnlichkeit. Ich habe diesen Baum nie gesehen, aber die Eingebohrnen des Landes benachrichtigten mich, daß er nur klein sey. Ich habe eine geringe Quantität von diesem Gummi gehabt, woraus man, wenn es mit Wachs vermischt wird, Lichter ziehen kann.

Die ganze Seeküste ist ungefähr zwanzig Meilen weit auf der südlichen Seite des zweyten Desaguadero, ein dürres unfruchtbares Land, das keine Vieh-

weide hat, und außer einigen wenigen Guanacoes, die zuweilen von den benachbarten Gebürgen nach Westen gehen, weder von Menschen noch Thieren bewohnt wird. Einen großen Theil des Jahres hindurch giebt es daselbst kein Wasser; das, was nach gefallenem starken Regen auf den Lachen stehen bleibt, ist alles, was man davon antrifft. Zu dieser Zeit begeben sich die Indianer nach diesem Lande, um ihre Toden zu begraben, die Gräber zu besuchen, und bey der St. Julians Bay oder an der Seeküste Salz zu sammlen. Hier und da liegen einige steinige Hügel umher zerstreut, auf welchen am Hafen Desire ein Metallerzt von Kupferart gefunden worden ist.

Auf der im Jahr 1746. gemachten Reise entdeckte man keinen einzigen Fluß auf dieser ganzen Küste, ungeachtet die Spanier und Mißionarien allenthalben, besonders in den auf den alten Karten befindlichen Häfen, an das Land traten, und dieselben rings umgiengen. Dies überzeugte sie von dem gehabten Irthum, welcher wahrscheinlich aus dem starken Anschlagen oder Ablaufen des Wassers an niedrigen Stellen entstanden war. Den Fluß Camarones habe ich so, wie er auf Herrn D'Anvilles Karte mit drey Mündungen am Ende der Bay St. Georg (und nicht in der Bay Camerones, wie ich ihn auf den ältern Karten gesehen habe) befindlich ist, angegeben; ich muß aber dabey anmerken, daß wir auf der oben gedachten Reise keinen solchen Fluß entdeckten, ob wir gleich in diese weite Bay hineinliefen. Die Entfernung, in welcher das Schiff vom Ufer lag, mochte vielleicht zu groß seyn, als daß wir sichere Beobachtungen hätten anstellen können. Gewiß ist es, daß die Indianer von einem Flusse in dem Lande Chulilaw sprechen, ich konnte inzwischen nicht entdecken, wo er herkam, oder sich endigte, oder ob er nicht vielleicht,

da er klein ist, in diesen Wüsten verschlungen werde, welches auch viel andern großen Flüssen, die auf der Karte stehen, wiederfährt.

Die Spanier traten in der Löwenbay an das Ufer, fanden aber keinen Fluß. In der Bay Camarones war außer vielen überaus großen Klippen, die wie eine Stadt unter Wasser aussehen, nichts Merkwürdiges. Der Grund dieser Bay war bey niedrigem Wasser so seichte, daß die Fregatte auf die Klippen zu stehen kam und genöthiget war, die Fluth abzuwarten, um wieder auslaufen zu können. In der Gallegosbay giengen sie gleichfalls ans Ufer, wurden aber wieder an Bord gerufen, ehe sie noch gehörig untersuchen konnten, ob hier ein Fluß anzutreffen sey, oder nicht.

Das Gebiet der Tehuelhets und anderer patagonischen Nationen grenzt an die westlichen Theile dieses unbewohnten Landes, und zu Folge der Nachricht einiger Spanier, die ich aus der indianischen Gefangenschaft befreyte, und unter welchen einer sieben Jahre in diesem Lande gewesen war, bestehet dieser ganze Theil aus Thälern, die von niedrigen Bergketten eingeschlossen sind, und von Quellen und Bächen durchwässert werden, die sich in Teichen oder nassen Plätzen, die im Sommer austrocknen, verlieren. In dieser Jahrszeit begeben sich viele von den Einwohnern, mit ihren Weibern, Familien und ihrer ganzen Habseligkeit an den zweyten Desaguadero, ja einige gehen so gar bis an den Casuhati, Vuulcan und Tandil.

Diese Thäler sind reich an Viehtriften, und haben einige kleine Gehölze, die zum Brennen genutzt werden. Es giebt eine Menge Guancoen in diesem Lande, und in einigen Gegenden desselben machen die Einwohner ihre Zelte aus den Häuten dieser Thiere; es halten sich auch viele Antas daselbst auf, dessen Felle die

Tehuelhets den andern Puelchen verhandeln, die daraus ihre Harnische machen.

Der Anta ist eine Art Hirsch, aber ohne Geweihe. Er ist von der Größe eines großen Esels, der Kopf sehr lang und zugespitzt, mit einer kleinen Schnauze; sein Körper ist sehr stark und die Schultern und Schenkelknochen breit, lang und stärker als beym Hirsch; seine Hufe sind, wie bey diesem, gespalten, wiewohl etwas breiter; sein Schwanz ist eben so kurz wie beym Rothwildpret. Er besitzt eine bewundernswürdige Stärke, er ist im Stande, ein paar Pferde nach sich zu schleppen, da doch ein Pferd mehr nicht als eine Kuh oder einen Ochsen ziehen kann. Wenn es verfolgt wird, öffnet es sich den Weg mitten durch die dicksten Wälder und Gebüsche, indem es alles, was sich ihm entgegen setzt, niederreißt. Ich weiß nicht ob man jemal Versuche angestellet hat, dieses Thier zahm zu machen; unterdessen ist es auf keine Weise wild und thut außer den Chacras und Anpflanzungen sonst nirgends Schaden; seiner Stärke wegen würde es sehr brauchbar seyn, wenn man es zur Arbeit gewöhnen könnte.

Es giebt in diesem Lande keine wilden Pferde, aber die zahmen, die hier gezogen werden, übertreffen an Schönheit und Stärke alle südamerikanischen Pferde. Sie stehen, ohne irgend eine andere Fütterung zu erhalten, als das, was sie am Wege auflesen, lange Reisen aus, und an Muth und Schnelligkeit werden sie von keinen andern überwunden. Man trifft auch hier eine große Menge kleines Wildpret an, von welchen die Indianer, die sehr volkreich sind, einen großen Theil ihres Unterhalts bestreiten. Es werden auch beträchtliche Quantitäten von abendländischen Bezoar, nicht allein in dem Magen der Guanicoes und Vicunias, sondern auch im Anta gefunden, ob gleich das letztere etwas gröber ist, als das von den beyden erstern. —

Wenn

Wenn es in einer starken Dosis gegeben wird, befördert es heftige Schweiße. Ich habe fast immer gefunden, daß ein Quentchen oder zwey Skrupel davon, in etwas eingenommen, bey Herzensangst, Ohnmachten und dergleichen Erleichterung und schnelle Hülfe verschafft hat, wiewohl es sicherer ist, wenn man die Dosis stärker macht.

In vielen Fällen fand ich es vorzüglicher, als unsere Schaalenpulver und mineralische Arzneymittel. Ich habe einige solcher Steine gehabt, wovon jeder achtzehn Unzen wog.

Es giebt viele Gattungen von Geflügel, als Tauben, Turteltauben, Enten, Fasane, Rebhühner, und dergleichen, die sehr nutzbar sind, aber von den Indianern weder geachtet noch gebraucht werden, desgleichen Raubvögel, als Adler, Geyer, Sperber, Habichte, Eulen und Falken. Löwen und Tiger giebt es aber so weit nach Süden zu nicht, außer auf den Cordilleras.

Das Land der Huillichen, welches dem Tehuel Mapu gegen über und gen Süden an Valdivia liegt, ist nach der Beschreibung der Mißionarien, ein sehr armes Land, das an allen ersten Bedürfnissen des Lebens Mangel hat, und in der That hat es eben die Bewandniß mit der Seeküste von Chili an, bis an die magellanische Straße, die an der Küste wohnenden Völker leben hauptsächlich von Fischen, sie unterscheiden sich durch die Namen Chanos, Poy-yus und Key-yus. Von beyden letztern Völkern verschaffen sich diejenigen, die tiefer im Lande wohnen, ihre Nahrung durch die Jagd, sie sind auch sehr behende, und von Jugend auf zu dieser Beschäfftigung gewöhnt. Nach Chiloe wird ein grosser Theil von Lebensmitteln für die Mißionarien und die spanische Garnison, von Valdivia und andern chilischen Seehafen abgeschickt.

Auf dieser Insel ist eine kleine Stadt oder vielmehr ein Dorf, Castro genannt, in welchem ein spanischer Kapitain, oder abgeordneter Guverneur wohnt.

Die Gebürge von Huilliches sind viel niedriger, als die gegen Norden, so daß man in jeder Jahrszeit darüber hingehen kann; außerdem haben sie noch viele Oeffnungen. Sie sind gut mit Holz, so gar Zimmerholz, versehen. Es giebt hier eine gewisse Gattung Bäume, die diesem Lande ganz allein eigen sind, und von den Indianern Lahual, von den Spaniern aber Alerce genennet wird. Sie ist mir nicht genau genug beschrieben worden, ich halte sie aber für eine Art weißer Tanne: das merkwürdigste an diesem Baume ist, daß er, weil sein Stamm von Natur mit geraden Linien vom Wipfel bis zur Wurzel bezeichnet ist, ganz bequem in Breter geschnitten werden kann, so daß, wenn er mit Keilen an diesen Linien auseinander gespalten wird, diese Breter ziemlich stark, besser und glätter werden, als wenn sie gesägt worden wären. Diese Bäume sollen, wie man mir gesagt hat, sehr dick seyn, aber das Maas ihres gewöhnlichen Durchmessers kann ich nicht bestimmen.

Es ist wahrscheinlich, daß die Pflanzen und Saamen von diesem Baume, wenn man sie nach England brächte, wo das Klima eben so kalt ist, als in den Ländern, wo er wächst, daselbst gut fortkommen würden; und man ist der Meinung, daß dieses Zimmerholz unter allen, so wohl in Ansehung der Schönheit, als Dauer, das schätzbarste sey. Es wird hier nicht unschicklich seyn, anzumerken, daß eine große Menge von diesem Holze, Fichtenbäumen und dergleichen, in breiten Flößen, auf den Flüssen Nahuelthuapi, Sanquel und Lolgen, nach dem großen Flusse Sauces und von da nach der Bay San Matthias zum Schiffs- und Hausbau herabgeschafft werden könnte.

Die

Die Huillichen haben auch eine Art Tobak, der, wenn er fast grün ist, gequetscht und in kurze dicke cylindrische Rollen zusammen gerollet wird. Er sieht dunkelgrün aus, und hat, wenn man ihn raucht, einen starken unangenehmen Geruch, der etwas von dem Geruche des Virginientobacks verschieden ist; er ist sehr stark und macht bald trunken, so daß, wenn man die Pfeife aus einer Hand in die andere herum gehen läßt, und jeder nur einen Zug thut, die Sinne verwirret werden, im Fall man damit nur eine Zeitlang fortfährt.

Das Land derjenigen Tehuelhets, die näher und dicht an der Straße wohnen, als die Sehuau-Cunnees und Yacana-Cunnees ist eben so beschaffen, wie das Land der andern Tehuelhets. Mitten im Lande sind einige hohe Wälder und ein kleines Gesträuche, das eine unsern Weinbeeren sehr ähnliche aber hitzigere Frucht trägt, sie sind gut zu essen und dem Klima sehr angemessen.

Die Terra del Fuego besteht aus einer großen Menge Inseln. Die gegen Westen sind klein und niedrig, voller Moräste und Sümpfe; und weil sie oft vom Wasser bedeckt sind, meistentheils unbewohnbar, die Inseln gen Osten aber sind größer und höher, voller Berge und Wälder, und werden von den Indianern Yacana-Cunnees genannt, bewohnet, die beständig eine Gemeinschaft mit den Franzosen und Spaniern gehabt haben, die von den maluinischen Inseln herkamen, Holz zu holen. Ich kann nicht sagen, ob es auf diesen großen Inseln, außer dem wilden Geflügel, noch Wildpret giebt, man hat aber Ursache, zu glauben, daß die Indianer, die hier wohnen, nicht blos allein von Fischen leben, da dieselben den Winter hindurch schwer zu fangen sind.

In dem Jahre 1765 oder 1766 (in welchem von beyden ist mir nicht erinnerlich) wurde ein für Peru mit Kaufmannswaaren beladenes spanisches Schiff ans Ufer getrieben und scheiterte an der Insel del Fuego, ungefähr vierzehn Meilen, wie man muthmasete, von der Mündung der Straße. Die Schiffsmannschaft rettete sich und baute selbst ein Schiff, das groß genug war, sie sammt ihrem Vorrath nach Buenos-Ayres zu bringen. Hier berichteten sie dem Gouverneur, Don Petro de Cevallos, daß die Indianer, die auf dieser Insel wohneten, sehr leutselig und gastfrey wären, ihnen geholfen hätten viele hohe Bäume, die sie zur Aufbauung ihres Schiffs gefället, hinabzuschaffen, und sonst allenthalben thätig an Hand gegangen wären. Daß sie sich ihrer Seits ebenfalls mit ihren Schiffsladungen gegen die Indianer freygebig erwiesen hätten, welche Dinge von größtem Werthe, als Seide, Atlas und andere gewebte seidene Zeuge am wenigsten geachtet und auf grobes wollenes Tuch, um sich warm zu halten, weit begieriger gewesen wären; daß sie zuerst in großer Anzahl mit Waffen, Bogen und Pfeilen hinab gekommen, und das Verlangen, freundschaftlich und friedlich mit uns umgehen zu können, durch die Niederlegung ihrer Waffen, Beugung ihres Leibes, durch Springen und Streicheln oder Klopfen ihres Bauches zu erkennen gegeben hätten. Der Guverneur sandte diese Nachricht an den spanischen Hof, und schlug die Anlegung einer Kolonie auf dieser Insel vor, weil aber Frankreich damals dem spanischen Hofe anlag, ihm die maluinischen Inseln abzukaufen, so wurden die weisen Absichten des Guverneurs vereitelt, und er selbst in sein Vaterland zurück berufen.

Tancu, Cacike von Yacana-Cunnee, erzählte mir, daß sie sich einer Art Flöse bedienten, womit sie durch die Straße führen, und Gemeinschaft mit denen

von

von ihrer Nation unterhielten; woraus erhellet, daß diese Gegend, Holz, Wasser und einen guten Boden hat, und daß, wenn man nur einen erträglichen Hafen daselbst finden könnte, sie zu Errichtung einer Kolonie und Deckung des Durchgangs nach der Südsee, viel bequemer seyn würde, als die Falklandinseln.

Die maluinischen oder Falklandsinseln sind zahlreich; einige sind außerordentlich klein, aber zwey davon sehr groß. Was ich von ihnen erzähle, gründet sich auf Nachrichten, die mir theils von vielen spanischen Officieren, welche hieher geschickt waren, um dieses Land von den Franzosen im Besitz zu nehmen, und sowohl die Spanier von Buenos-Ayres hieher zu transportiren, als auch die französischen Einwohner fortzuschaffen, theils von einem französischen Konstabel ertheilet worden sind, welcher mit mir von dem Plataflusse nach dem Hafen von Cadix seegelte, und einige Jahre auf diesen Inseln gewohnet hatte. Alle diese Personen waren unverwerfliche Zeugen.

Diese Inseln sind so niedrig und sumpfig, daß man nach einem Regen nicht im Stande ist, einen Schritt zu thun, ohne bis an die Knie in den Koth zu sinken. Die Häuser sind von Erde aufgebaut und wegen der außerordentlichen Feuchtigkeit inwendig ganz mit Moos überzogen, und wegen Mangel an Brennmaterialien können keine Ziegeln und Backsteine gebrannt werden. Die Kolonisten haben verschiedene Arten von Getraide, als Korn, Gerste, Erbsen, Bohnen, und dergleichen ausgesäet, aber der Boden ist so unfruchtbar, daß alles ins Graß und Stroh wächst, und nichts eingeerndtet werden kann. Die Franzosen haben mit aller ihrer Industrie weiter nichts als eine kleine Quantität Salat hervorbringen können, und zwangen dieses durch den Dünger, den sie von allem ihren Vieh, Kü-

hen, Schweinen und Pferden sammelten. Die einheimischen Thiere dieser Inseln sind einzig und allein magellanische Gänse und Trappen (penguins und bustards) und unter beyden sind die letztern nur allein eßbar. Sie geben aber keine sonderliche Speise; man schoß sie, und sie wurden so scheu, daß sie rar zu werden anfiengen. Man fängt auch einige Fische, aber in keiner mit dem Bedürfnisse der Einwohner verhältnismäsigen Menge.

Die Armuth dieses Landes ist so groß, daß der spanische Guverneur zu Buenos-Ayres genöthiget war, alle drey oder vier Monate, zur Erhaltung des Volks und der Garnison, Schiffe dahin zu senden, ohne für diesen Aufwand die geringste Schadloshaltung zu empfangen; und ob gleich lebendige Schweine, Kühe und Pferde dahin geschafft werden, so ist doch das Land so kalt, so feucht, und an trocknen Bedeckungen so unfruchtbar, daß sie sich nie vermehren; und diese Last wird nicht eher aufhören, als bis diese Kolonie ganz aufgehoben wird. Es giebt weder Holz noch sonst etwas, das zum Brennen diente, außer einem niedrigen Gesträuche, das einigermasen unserm Ginster gleich kömmt, und auch dieses nur in geringer Menge; die Einwohner sind um deswillen genöthiget, kleine Schiffe nach Terra del Fuego zu senden, um Holz daselbst zu holen. Wasser ist beynahe das einzige, was dieses Land an Nothwendigkeiten hervorbringt, wenn man diesem noch die Bequemlichkeit eines guten Hafens beyfügt, der inzwischen der Absicht nicht zu entsprechen scheinet, aus welcher diese Kolonie angeleget worden ist; denn da der Hafen Solidad nach Norden oder Nordosten zu offen steht, so kann ein Schiff nicht eher in denselben einlaufen, als bis es Wind aus dieser Gegend bekömmt. Schwerlich wird auch ein Schiff, da ein solcher Wind zur Fahrt um das Vorgebürge Horn der günstigste ist, hier ankern, und den günstigen Wind, der es nach der

Süd-

Südsee treiben würde, entbehren wollen, um sich an einem Orte aufzuhalten, wo es sich mit keinem andern Proviant als Wasser versehen kann, und wo es, wenn es wieder auslaufen will, erst auf einen widrigen Wind lauern, und, um das Kap Horn zu seegeln, einen Nordostwind abpassen muß.

Während des letzten Krieges schickten die Franzosen Volk auf diese Inseln, zur Bedeckung eines Hafens für ihre von Ostindien aus der Südsee kommenden Schiffe, die um den englischen Seekapern zu entwischen damal diesen Weg nahmen; nach geendigtem Kriege aber, als man dieser elenden Kolonie und so vieler Kosten, die nunmehr weiter keinen Vortheil erwarten ließen, müde ward, beschloß man, sie zu verlassen. Indessen wünschten sie doch, ihr daselbst aufgewandtes Geld, wo möglich, wieder zu gewinnen, und schilderten dem spanischen Hofe diese ihre neuen Besitzthümer mit so vortheilhaften Farben, daß sich der König von Spanien erklärte, für die Abtretung dieser Inseln an Spanien, fünfmal hundert tausend Thaler (nach einigen 800000 und nach andern gar eine Million) zu bezahlen, wovon der König von Frankreich einen Theil, und der Eigenthümer, Herr von Bougainville, den Rest desselben nebst der Erlaubniß erhielt, einige Schiffsladungen an Waaren, die man von diesem Gelde zu Rio Janeiro aufgekauft hatte, wieder zu Buenos-Ayres verkaufen zu dürfen. Alles dieses stellte der Kapitän einer spanischen Fregatte dem jetzigen Guverneur von Buenos-Ayres in Gegenwart des Herrn von Bougainville mit großer Freymüthigkeit vor, beklagte sich, daß man den König von Spanien durch Kunstgriffe hintergangen habe, und erklärte, daß kein zum Empfang dieser Inseln Bevollmächtigter ohne Verletzung der seinem Herrn schuldigen Treue oder seiner Pflichten als Christ, die Ueberlieferung dieser In-

seln annehmen könnte, ehe und bevor er dem spanischen Hofe von diesen Umständen Nachricht gegeben hätte, indem es ganz klar sey, daß er bey diesem Handel gröblich hintergangen worden wäre. Herr von Bougainville hielt es nicht für schicklich, diesem Officier zu widersprechen, der noch außerdem, daß er ein ganz unverwerflicher Augenzeuge gewesen war, seine Nachricht, wenn es nöthig gewesen wäre, durch die Zeugnisse von hundert Menschen hätte unterstützen können, die kurz zuvor mit dem Transport der französischen Einwohner hier angekommen waren.

Die Spanier schifften unter ihren neuen Kolonisten zwey Franziskanermönche und einen Guverneur oder Viceguverneur dahin ab, die, als sie ihren neuen Wohnplatz betrachteten, von Schmerz überwältiget wurden; und der Guverneur, der Obriste Catani, erklärte bey der Zurückfarth der Schiffe nach Buenos-Ayres mit Thränen in den Augen, daß er diejenigen glücklich schätzte, die ein so elendes Land verließen, und daß er sehr vergnügt seyn würde, wenn man ihm erlaubte, sein Amt niederlegen, und nur als ein Kajütenjunge mit nach Buenos-Ayres zurückkehren zu dürfen.

Viertes Kapitel.

Nachricht von den Einwohnern des auf der Karte vorgestellten südlichen Theils von Amerika.

Die indianischen Nationen, die diese Gegenden bewohnen, belegen sich unter einander selbst mit dem allgemeinen Namen Moluchen und Puelchen.

Die

Die Moluchen sind bey den Spaniern unter dem Namen Aucaes und Araucanos bekannt.

Der erste davon ist ein Schimpfname und Schmähwort, womit aufrührische, wilde, ungezähmte Leute oder Straßenräuber belegt werden; denn das Wort Aucani, bedeutet rebelliren, einen Aufruhr erregen, und man bedienet sich desselben sowohl bey Menschen als Thieren, z. B. ein wildes Pferd heißt Auca Cahual; Aucatun oder Aucatuln einen Aufruhr erregen.

Sie nennen sich Moluchen, von dem Worte Molun, Krieg führen, und Moluche bedeutet einen Krieger; sie sind über das ganze Land auf der ost- und westlichen Seite der Cordilleras in Chili, von den Grenzen von Peru bis an die magellanische Straße ausgebreitet, und werden in verschiedene Nationen, Picunchen, Pehuenchen und Huillichen eingetheilet.

Die Picunchen sind die nördlichsten unter diesen Völkern, und werden so genannt von Picun, welches in ihrer Sprache nördlich, und Che, welches Menschen oder Volk bedeutet. Sie bewohnen die Berge von Coquimbo an bis etwas unter St. Jago in Chili. Dieses sind unter allen Moluchen die tapfersten und starkleibigsten, insonderheit aber die, die auf der westlichen Seite der Cordilleras wohnen, worunter die von Penco, Tucapel und Arauco begriffen sind, von welchen letztern die Spanier irrigerweise allen übrigen Indianern den Namen Araucanos beygelegt haben. Diejenigen, welche von den Cordilleras aus ostwärts wohnen, erstrecken sich nicht ganz bis Mendoza hin, und werden von den auf der andern Seite Puelchen, welches Osten bedeutet, von andern aber, die südwärts liegen, Picunchen genannt. Ich kannte einige von ihren Caciken, welche Tseucan-Antu, Pilque-Pangi, Caru-Pangi und Caru-Lonco hießen.

Die Pehuenchen grenzen gen Norden an die Picunches und erstrecken sich Valdivia gegen über bis zum fünf und dreyßigsten Grad südlicher Breite. Sie leiten ihren Namen von dem Worte Pehuen her, welches ein Fichtenbaum heißt, wovon ihr Land eine große Menge hervor bringt. Da sie den Picunchen südwärts liegen, so werden sie von diesen manchmal auch Huillichen oder das südliche Volk, am gewöhnlichsten aber Pehuenchen genannt. Ihre Caciken waren Colopichun, Amolepi, Nonque, Nicolafsquen, Guenulep, Cusuhuanque, Col-Nancon, Ayalep und Antucule. Der letzte war ein junger Cacike, mit dem ich sehr gut bekannt war.

Diese zwey Nationen waren ehedem sehr zahlreich, und in langwierige und blutige Kriege mit den Spaniern verwickelt, die sie beynahe aus Chili trieben, die Städte des Imperials, Osorno und Villarica zerstöreten und zwey ihrer vornehmsten Häupter, Valdivia und Don Martin de Loyola, tödteten; sie sind aber ietzt so sehr herunter geschmolzen, daß sie nicht im Stande sind, vier tausend Mann ins Feld zu stellen. Daran sind gewissermasen ihre öftern Kriege mit den Spaniern in Chili, Mendoza und Buenos-Ayres, mit den Puelchen, ihren Nachbarn, und einigen andern Völkern, schuld. Was aber die größte Verwüstung unter ihnen angerichtet hat, ist der Brandewein, den sie von den Spaniern kaufen, und der Pulcu oder Chicha, den sie selbst machen. Sie versetzen oder verkaufen öfters ihre Weiber und Kinder den Spaniern für Brandewein, in welchem sie sich betrinken, und dann einander ermorden, und selten trägt es sich zu, daß derjenige Theil, welcher bey dergleichen Vorfällen am meisten gelitten hat, lange auf eine Gelegenheit zur Rache warten muß. Auch die Kinderpocken, die durch die Europäer in dieses Land gebracht wurden, verursachten unter

ter ihnen eine größere Verwüstung als die Pest, die durch ihren giftigen Einfluß ganze Städte verheeret. Diese Krankheit ist diesem Volke wegen seiner starken Leibesbeschaffenheit, schlechten Nahrung, Mangel an Bedeckung, Arzneyen und nöthiger Wartung viel gefährlicher, als den Spaniern und Negern; ihre nächsten Anverwandten fliehen diejenigen, die diese Krankheit befällt, um nicht angesteckt zu werden, und lassen sie vielleicht mitten in einer Wüste umkommen. Die zahlreiche Nation der Chechehets holte vor ungefähr fünf und vierzig Jahren diese ansteckende Krankheit in der Nachbarschaft von Buenos-Ayres, und zog sich, in Hoffnung, der Wuth derselben zu entgehen, durch ungeheure Wüsten in ihr eignes Land, welches ungefähr zweyhundert Meilen weit entfernt war, zurück. Während dieser Reise ließen sie alle ihre erkrankten Freunde und Anverwandten hinter sich, verlassen und allein, und ein Fell, das sie ihnen, um sie gegen den Wind zu sichern, aufrichteten, und ein Krug mit Wasser war alles, womit sie ihnen den letzten Beystand leisteten. Dadurch sind sie so sehr herunter gekommen, daß sie nicht mehr als dreyhundert Mann zählen können, die im Stande sind, die Waffen zu führen.

Die Huillichen oder südlichen Moluchen erstrecken sich von Valdivia an bis an die magellanische Straße, sie werden in vier verschiedene Stämme oder Völkerschaften eingetheilt. Der erste dieser Stämme dehnet sich bis an die See von Chiloe und jenseits des Sees Nahuelhuaupi hin, und spricht die Chilenische Sprache. Die Chanos sind die zweyte Völkerschaft und wohnen auf und neben den Inseln von Chiloe; die dritte heißt Poy-Yus oder Peyes, und bewohnet die Seeküste vom acht und vierzigsten bis zum ein und funfzigsten Grad südlicher Breite und etwas drüber,

und von hier an bis an die Straße geht das Land der vierten Nation, genannt Key-Yus oder Keyes. Die drey letztern sind unter dem Namen Vuta Huilliches oder große Huilliches bekannt, weil sie größer sind, als die erstern, die deswegen Pichi-Huilliches oder kleine Huilliches genannt werden. Sie scheinen so gar ein ganz verschiedenes Volk von jenen zu seyn, indem ihre Sprache eine Mischung der Moluchischen und Tehuelischen Sprache ist. Die andern Huillichen und die Pehuenchen reden die nämliche Sprache unter einander, und unterscheiden sich darinn von den Picunchen, daß sie sich statt des R. und D. welche zwey Buchstaben nicht in ihrem Alphabete sind, des S. bedienen, und die Picunchen, die kein S. haben, brauchen statt dessen die Buchstaben R. und D. und öfters das T. wo die andern das CH setzen z. B. Domo für Somo, eine Frau, Huaranca für huasanca, ein tausend; vuta für Vucha, groß. Diese Völkerschaften sind zahlreich, insonderheit die Vuta-Huilliches. Die Caciken der erstern oder Pichi-Huillichen waren Puelmann, Painiacal, Tepuanca, die ich gesehen habe, und noch viele andere, deren Namen mir entfallen sind.

Die Puelchen oder östlichen Völker (von den Chilischen so genannt, weil sie diesen gen Osten wohnen) grenzen westwärts an die Moluchen bis an die magellanische Straße, die gen Süden ihre Grenze ist; nach Norden zu stoßen sie an die spanischen Länder von Mendoza, San Juan, San Louis de la Punta, Cordova und Buenos-Ayres, und gegen Osten an den Ocean. Wegen Verschiedenheit der Lage ihrer Länder, oder weil sie ursprünglich verschiedene Völker sind, haben sie auch verschiedene Namen. Die gegen Norden heißen Taluhets; west- und südwärts von diesen sind die Dirihets, nach Südosten die Chechehets und

an die südliche Grenze dieser letztern stößt das Land der Tehuelhets oder in ihrer eigenen Sprache, Tehuel-Cunny, d. i. südliche Menschen.

Die Taluhets grenzen gegen Westen an die Picunches, und wohnen an der östlichen Seite des erstern Desaguadero, bis hin an die Seen von Guanacache in den Gebieten von St. Juan und St. Louis de la Punta; sie sind in kleine Haufen zerstreuet und bleiben selten an einer Stelle. Es befinden sich auch einige wenige von diesem Volke in der Gerichtbarkeit von Cordova am vierten, dritten und zweyten Flusse; aber der größere Theil derselben ist entweder in ihren Kriegen mit den andern Puelchen und den Mocovien zu Grunde gegangen, oder hat seine Zuflucht zu den Spaniern genommen. Vormal hielten sich einige von dieser Nation in dem Gebiete von Buenos-Ayres an den Flüssen Lujan und Conchas, und in dem Gebiete von Matanza auf; sie sind aber itzt nicht mehr da. Ihre Caciken waren Mugeloop, Alcochoro, Galelian und Mayu.

Der Rest von dieser Nation ist gegenwärtig so gering, daß sie nicht einmal im Stande wäre, zwey hundert streitbare Männer aufzubringen, und in kleinen Trupps Seeräuberkriege zu führen, wenn ihnen von ihren Nachbarn den Picunchen, Pehuenchen und Dirihets nicht Beystand geleistet würde, und so gar mit allen ihren Hülfstruppen können sie höchstens nicht mehr als fünf hundert Mann, und auch diese nur sehr selten ins Feld stellen. Diese Nation und die Dirihets sind den Spaniern unter dem Namen Pampas bekannt.

Die Dirihets grenzen westwärts an das Land der Pehuenchen vom fünf und dreyßigsten bis zum acht und

und dreyßigsten Grad südlicher Breite, und breitet sich längs den Flüssen Sanquel, Colorado und Hueyque, ungefähr vierzig Meilen weit nach der östlichen Seite des Casuhati, aus. Sie sind eben so unstät und nicht viel zahlreicher als die Taluhets, indem sie größtentheils in ihren Versuchen, die Spanier zu plündern, aufgerieben worden sind. Zuweilen machen sie mit den Taluhets, und zu einer andern Zeit wieder mit den Pehuenchen, gemeinschaftliche Sache, mehrentheils aber thun sie ihre Streifereyen allein über die Grenzgebürge von Cordova und Buenos-Ayres vom Arecife bis nach Lujan; tödten die Menschen, führen Weiber und Kinder in die Sklaverey, und treiben das Vieh mit sich fort. Die Caciken dieser Nation waren Concalcac, Pichirele, Yahati und Doenoyal.

Diese zwey Völker leben hauptsächlich von Pferdefleisch. Sie jagen dieselben in kleinen Haufen von dreyßig bis vierzig Mann auf den ungeheuern Ebenen zwischen Mendoza und Buenos-Ayres, wo sie öfters auf starke Trupps Spanier stoßen, die zu eben dieser Absicht abgeschickt werden, und die Gesetze der Wiedervergeltung mit noch größerer Grausamkeit gegen sie ausüben. Dieses ist aber nicht die einzige Gefahr, der sie sich aussetzen. Denn wenn die Tehuelhets oder Chechehets den Casuhati oder Vuulcan und Tandil erreicht haben, zur Zeit, wenn die Dirihets und Taluhets im Begriff sind, mit ihrer Beute zurückzukehren, so werden sie von diesen auf ihrem Rückzug besonders an solchen Plätzen überfallen, wo sie nach langen Märschen, um ihr Vieh ausruhen zu lassen, Halt zu machen genöthiget werden; was sich von ihnen widersetzt, wird getödtet, das übrige geraubt, und die Beute weggeschleppt.

Das

Das Land der Chechehets oder des östlichen Volks liegt eigentlich zwischen dem Fluß Hueyque und dem ersten Desaguadero oder Colorado, und von da bis an den zweyten Desaguadero oder schwarzen Fluß. Sie wandern aber beständig aus, nehmen ihre Wohnungen mit sich, und trennen sich aus den nichtigsten Bewegungsgründen, und öfters aus keiner andern Ursache, als wegen ihres natürlichen Hanges zum Herumschweifen. Ihr Land hat nur einen Ueberfluß an den kleinern Gattungen des Wildprets, als Haasen, Armodillen, Straußen u. s. w. von Guanacoen giebt es aber wenig oder gar nichts. Wenn sie wegen Mangels an Pferden auf die Berge Tandil und Casuhati gehen, so sind sie im Jagen und dergleichen so ungeschickt, daß sie bey ihrer Zurückkunft niemal ein Stück mitbringen, wofern sie nicht von ihren Nachbarn, den Tehuelhets, einige bekommen, oder so glücklich gewesen sind, irgend eine Parthey Pehuenchen überfallen zu haben, die gemeiniglich mit einer reichen Beute von Pferden zurückkehren. In einem andern Betracht ist es ein armes, unschuldiges und aufrichtiges Volk und ehrlicher als die Moluchen oder Taluhets. Sie sind sehr abergläubisch, Wahrsagungen und Zaubereyen äusserst ergeben, und lassen sich leicht betrügen. Im Ganzen genommen, sind sie ein hoch aufgewachsenes und beherztes Volk, wie ihre Nachbarn, die Tehuelhets, haben aber eine andere Sprache als diese. So leutselig und demüthig sie im Frieden sind, so kühn und unternehmend sind sie dagegen im Kriege, wie es die Taluhets öfters auf ihre Unkosten empfunden haben. Gegenwärtig ist ihre Anzahl durch die Kinderpocken sehr verringert worden. Ihre Caciken, die ich noch erlebt habe, waren Sejechu und Daychaco.

Die Tehuelhets, die in Europa unter dem Namen der Patagonen bekannt sind, hat man aus Unwissen-

heit ihrer Mundart Tehuelchus genannt: denn Chu bedeutet Land oder Wohnung und keinesweges Volk, welches durch das Wort Het und weiter gen Süden durch Kunny ausgedrückt wird. Die Spanier kennen diese und Chechehets unter dem Namen Serranos oder Bergbewohner. Sie sind in sehr viele Unterabtheilungen zertheilt, als in die Leuruches oder das Fußvolk und in die Callile-Het oder Bergvolk, unter welchen sich die Culilau-Cunnys, Sehuau-Cunnys und Yacana-Cunnys befinden. Sie werden insgesammt, das Fußvolk ausgenommen, von den Moluchen Vucha-Huilliches genannt.

Die Leuruches wohnen an den nördlichen und südlichen Ufern des Negro, oder wie sie ihn nennen, Cusu Leuru. Gegen Norden besitzen sie ein großes unbewohntes Land, durch welches man wegen der dicken Wälder, Seen und Moräste, die mit stachlichtem, scharfen Schilfrohr Sanquel genannt, angefüllt sind, nicht kommen kann. Daher ist diesem Lande alle Kommunikation mit den nordlichen Gegenden abgeschnitten, und man kann sonst nirgends, als westwärts an der Seeküste hin, durchreisen. Dieses Volk scheint eine Zusammensetzung von Tehuelhets und Chechehets zu seyn, sie reden die Sprache der letztern, aber mit einer geringen Untermischung aus der Tehuelischen Sprache. Auf der östlichen Seite breiten sie sich bis an die Chechehets und Huilliches; gegen Norden grenzen sie an die Dirihets und gen Süden an die andern Tehuelhets. Wenn sie um den großen See Hueuchum-Larquen herum gehen, so erreichen sie Valdivia von Huichin aus in sechs Tagen. Diese Nation scheint das Haupt der Chechehets und Tehuelhets zu seyn, und ihre Caciken Cacapol und sein Sohn, Cangapol, sind eine Art kleiner Monarchen über alle die übrigen.

Wenn

Wenn sie Kriege ankündigen, so stoßen gemeiniglich die Chechehets, Tehuelhets und Huilliches und diejenigen Pehuenches zu ihnen, die am meisten nach Süden zu ein wenig unter Valdivia wohnen.

Ohne diese ist aber ihre Mannschaft wenig zahlreich, und sie werden nur mit größter Noth im Stande seyn, dreyhundert streitbare Männer aufzubringen. Auch sie sind durch die Kinderpocken, wie die Chechehets, sehr dünne gemacht worden; denn als sie, mit dieser Nation vereiniget, in großer Anzahl in die Ebenen von Buenos-Ayres kamen, und den berühmten Don Gregorio Mayu Pilqui Ya am See Lobos mit einer starken Parthey von Taluhets angriffen, alle niederhieben und sich sodann auf den Vuulcan zurückzogen, nahmen sie unglücklicher Weise einige Kleider mit sich fort, die erst kurz vorher zu Buenos-Ayres gekauft und von den Kinderpocken angesteckt worden waren. Auch ihre Kriege mit ihren nördlichen Nachbarn, den Picunches, Pehuenches und Taluhets, die sich mit einander verbanden, auf der Seite der Cordilleras zuweilen in ihr Land hinein giengen, und sie überfielen, sind an ihrer Verringerung mit Schuld. Wenn sich ein solcher Ueberfall ereignete, schwammen sie, um ihren Feinden zu entgehen, quer durch den Fluß, welches die andern nachzuthun nicht im Stande waren. Aber die Kinder, welche in der Verwirrung und Bestürzung der Flucht zurückgelassen wurden, fielen dem unmenschlichen Feind als eine Beute in die Hände, der alle, die er fand, auf das grausamste schlachtete, und nicht einmal derer schonte, die in ihren Wiegen hiengen. Inzwischen geschahen diese Ueberfälle nicht immer so heimlich, daß sie nicht zuweilen Nachricht davon hätten erhalten sollen, und dann entkamen wenige der Wuth dieser tapfern Nation, und

ihr Cacike, Cacapol, zeigte seinen Gästen große Haufen von Knochen und Hirnschalen dieser Feinde, die er geschlagen zu haben sich rühmte. Die Politik dieses Caciken bestehet darinn, Friede mit den Spaniern zu halten, damit sein Volk mit Sicherheit auf den weiten Ebenen von Buenos-Ayres zwischen den Grenzen von Matanza, Conchas und Magdalena und den Gebürgen jagen könne: aus diesem Grunde leidet er auch nicht, daß die andern Stämme weiter als bis nach Lujan kommen dürfen, um auch auf der südlichen Seite den Frieden zu unterhalten. Deswegen stellen sich seine Caciken und Bundsgenossen in den Monaten Julius, August und September an, als wenn sie jagen wollten, um auf die Bewegungen ihrer Feinde ein wachsames Auge zu haben, die sie öfters anfallen und zerstreuen. Aus dieser Ursache fiengen die Indianer mit den Spaniern, ungeachtet ihrer ausserordentlichen Eifersucht gegen sie, bis ungefähr 1738. oder 1740. keinen Krieg an, da dann folgendes Ursache zum Bruch gab.

Die Spanier brachten auf eine sehr unverständige und undankbare Art den Mayu-Pilqui-Ya, den einzigen Taluhetischen Caciken, der ihr Freund war, ins Verderben, indem sie ihn zwangen, sich bis zu einer gewissen Entfernung zurück zu ziehen, wo er seinen Feinden ausgesetzt war, die er durch die Vertheidigung ihrer Gebiete gegen seine andern Landsleute und die Picunches zugezogen hatte, und wo es ihm wegen der zu großen Entlegenheit unmöglich war, einen Succurs von ihnen (den Spaniern) zu erhalten. Nach dem Tode dieses Caciken überfiel eine Parthey Taluhets und Picunches die Meyerhöfe an den Flüssen Areco und Arecife, die durch Tsuncanantu und Carulonco angeführet wurden, und die Spanier, die mit ihrem

Feld-

Feldherrn, Don Juan de St. Martin, zu weit entfernt waren, um die Räuber einzuholen, kehrten südwärts zurück, damit sie ihnen in die Hände fallen möchten. Hier stießen sie auf die Zelte des alten Caleiyan mit der einem Hälfte seines Volks, das, unwissend, was vorgegangen war und ohne eine Gefahr zu muthmaßen, eingeschlafen war. Ohne zu untersuchen, ob diese die Anfänger des Streites wären, gaben sie, unterdessen, daß sie in ihren Zelten schliefen, Feuer auf sie, und tödteten ihrer viele mit Weibern und Kindern. Die übrigen, als sie erwacht waren, und das traurige Schauspiel ihrer getödteten Weiber und Kinder erblickten, entschlossen sich, ihren Verlust nicht zu überleben, und ergriffen ihre Waffen, ihr Leben, so theuer als möglich, zu bezahlen; aber zuletzt wurden sie alle mit ihrem Caciken durch das Schwerdt hingerafft.

Der junge Caleliyan war damals abwesend; als er aber von dem, was vorgefallen war, Nachricht bekam, kehrte er nach dem Abzug der Spanier zurück, sah das Blutbad seines Vaters, seiner Anverwandten und Freunde, und entschloß sich zur unmittelbaren Rache. Zu dem Ende sammlete er ungefähr dreyhundert Mann unter seinen Landsleuten uud den Picunches, fiel in den Flecken Lujan, tödtete eine große Menge Spanier, machte einige zu Gefangenen und trieb einige tausend Stück Rindvieh mit sich fort. Hierauf brachten die Spanier an die sechshundert Mann ihrer Landmiliz und einen Haufen regulärer Mannschaft mit aller Geschwindigkeit zu einem Feldzug zusammen, aber doch nicht geschwind genug für einen so schnellen Feind. Da sie nicht im Stande waren, ihn einzuholen, marschirten sie um die Salzteiche herum nach dem Casuhati zu, wo eben der Cacike Cangapol mit wenigen Indianern war, der sich aber

sehr weislich zurückzog. Nachdem es ihnen also auch hier fehl geschlagen hatte, wendeten sie sich auf der Seeseite nach dem Vuulcan zu, wo sie auf einen Trupp Huillichen stießen, die, weil sie ihre Freunde waren und Friede mit ihnen hatten, ihnen ohne Waffen zum Empfang entgegen kamen, ohne die geringste Gefahr zu argwohnen. Sie wurden aber auf gegebene Ordre des Feldherrn schnell umringet und in Stücken zerhauen, ungeachtet der Kriegsbefehlshaber dieser Truppen wider ein solches Verfahren Vorstellungen that, und zu ihrem Besten eine Vorbitte einlegte. Nach Vollendung dieser heldenmäßigen That marschirten sie nach dem Salado nicht über vierzig Meilen weit von Buenos-Ayres und ungefähr zwanzig von den Meyerhöfen in dem Gebiete dieser Stadt.

Hier hatte ein Tehuelischer Cacike, Tolmichi-Ya genannt, ein Vetter des Cacapol und Freund und Bundsgenosse der Spanier, bey denen er in Ansehen stand, unterm Schutz des damaligen Stadthalters, Salcedo, sein Lager aufgeschlagen. Dieser Cacike, wurde mit dem Briefe des Stadthalters in der Hand und indem er die Erlaubniß vorzeigte, von dem Feldherrn durch den Kopf geschossen, die indianischen Männer wurden alle getödtet, und Weiber und Kinder mit dem jüngsten Sohne des Caciken, einem Knaben von ungefähr zwölf Jahren, gefangen fortgeführt. Glücklicher Weise war sein ältester Sohn zwey Tage zuvor mit einer Parthey Indianer ausgegangen, wilde Pferde zu jagen.

Dieses grausame Betragen des Feldherrn erbitterte alle die indianischen Völkerschaften von Puelchen und Moluchen so sehr, daß sie insgesammt wider die Spanier die Waffen ergriffen. Diese sahen sich auf einmal auf den Grenzen von Cordova und Santa Fe,

längs dem ganzen Flusse Plata hinab, in einer Strecke von hundert Meilen, allenthalben dergestalt angefallen, daß es ihnen unmöglich war, sie davon abzuhalten. Denn weil die Indianer zu gleicher Zeit in kleinen fliegenden Haufen, und gemeiniglich bey Mondenschein, in viele Flecken oder Meyerhöfe einfielen, so war es unmöglich, die Anzahl ihrer Partheyen zu zählen, und indem die Spanier sie auf einer Seite in zahlreichen Haufen verfolgten, ließen sie alle die übrigen unbedeckt.

Cacapol, der mit seinen Tehuelhets bisher in Freundschaft mit den Spaniern gelebt hatte, war wegen des auf seinen Sohn gemachten Anfalls, der Niedermetzelung seiner Freunde, der Huillichen, der Ermordung seiner geliebtesten Blutsfreunde und anderer Verwandten, und wegen der unedlen Art, womit sie ihre todten Körper behandelt hatten, wider die Spanier höchst aufgebracht, und ob er gleich damals beynahe siebenzig Jahr alt war, stellte er sich doch an die Spitze von tausend Mann, (einige behaupten viertausend) die in Tehuelhets, Huillichen und Pehuenches bestanden, fiel in das Gebiete von Magdalena, ungefähr vier Meilen von Buenos-Ayres, und vertheilte seine Truppen mit so vieler Einsicht und Klugheit, daß er innerhalb Tag und Nacht einen über zwölf Meilen weiten Strich des volkreichsten und fruchtbarsten Landes dieser Gegenden rein ausplünderte und entvölkerte. Er tödtete viele Spanier, nahm eine große Menge Weiber und Kinder gefangen, und führte über zwanzig tausend Stück Rindvieh, ausser den Pferden und dergleichen, mit sich fort.

Bey dieser Expedition verlohren die Indianer einen einzigen Tehuelhet, der sich, aus Begierde zu plündern, von seinen Gefährten zu weit entfernte, und den Spaniern in die Hände fiel. Cangapol, Cacapols

 Sohn,

Sohn, wurde hierauf verfolgt und eingeholt, die Spanier hatten aber das Herz nicht ihn anzugreifen, indem sie und ihre Pferde, ohne eine Erfrischung zu geniessen, in der Geschwindigkeit einen Marsch von vierzig Meilen gethan hatten.

Die Einwohner von Buenos-Ayres erhielten sehr frühzeitig durch die Flüchtlinge Nachricht von diesem unverhofften Ueberfalle, und geriethen in die äusserste Bestürzung; viele Kriegsbediente rannen mit bloßem Haupte durch die Strassen, ohne zu wissen, was sie thun sollten, und die Kirchen waren mit Volk angefüllet, das dahin seine Zuflucht genommen hatte, als wenn der Feind schon in der Stadt gewesen wäre. Die Spanier, durch diesen Schlag gedemüthiget, entsetzten den Feldmarschall seiner Stelle und gaben sie einem andern, und brachten sodann eine Armee von siebenhundert Mann auf die Beine, die nach dem Casuhati marschirte, aber nicht in der Absicht, den Krieg zu erneuern, sondern um Friede zu bitten. Noch war seit dieser letzten Niederlage kein ganzes Jahr verstrichen, als die Indianer, unter der Anführung des jungen Caciken Cangapol, aus allen den verschiedenen Nationen eine Armee von beynahe vier tausend Mann errichteten, mit welcher sie alle Spanier leicht zu Grunde gerichtet haben würden. Aber ungeachtet dieser Vortheile, hörten sie die Vorschläge des neuen Feldmarschalls, den sie für ihren Freund hielten, an; dieser schlug ihnen, aus Furcht vor den Folgen, die ein neuer Bruch nach sich ziehen würde, unter andern Bedingungen vor, daß er ihnen alle gefangenen Indianer, ohne alle Einschränkung, und ohne dagegen die spanischen Gefangenen frey zu geben, ausliefern wolle.

Die Niederträchtigkeit dieser Bedingung wurde dem Jesuiten-Mißionar augenblicklich hinterbracht, der

der sich alsbald mit einigen seiner bekehrten Chechehets und Tehuelhets ins spanische Lager begab; und durch dieses Mittel wurden die Indianer hauptsächlich dahin bewogen, der spanischen Armee zu schonen. Er schlug vor, daß man eine wechselseitige Auswechselung der Gefangenen eingehen möchte, aber so groß war die Furcht vor einem andern Krieg, daß man diesen Vorschlag verwarf, obgleich viele Indianer keine rühmlicheren Bedingungen verlangten. Einige Tehuelische Caciken, die ihre Gefangenen mit sich genommen hatten, gaben ihnen sogleich ihre Freyheit, und machten Friede, indem sie den Vorschlag des Feldmarschalls in keinem andern Lichte betrachteten, als daß die Auswechselung der Gefangenen von beyden Seiten geschehen sollte. Die Moluchen kamen wirklich nach Buenos-Ayres, und nahmen alle indianische sowohl, als Chehuelische Gefangenen in Empfang, ohne diejenigen Spanier, die ihre Gefangenen waren, dagegen auszuliefern. Seit dieser Zeit haben die Tehuelhets alle Jahre einmal, in Hoffnung, Beute zu machen, einen Einfall in das Gebiete von Buenos-Ayres gethan und eine große Anzahl Rindvieh mit sich fortgeführt. Aber den größten Schaden fügten sie den Spaniern im Jahre 1767. zu, als sie, nach einigen erhaltenen Ausforderungen, den Krieg von neuem anfiengen und viele Gefangene mit sich fortschleppten; bey dieser Gelegenheit kamen von zwey Partheyen Spaniern, die ihnen nachgesetzt hatten, nicht mehr als zehen wieder zurück.

Gleich darauf holte sie der Oberste Catani mit einem starken Chor Truppen, unter welchem sich die ganze Landmiliz von Buenos-Ayres und einige Kompagnien regulärer Truppen befanden, ein, hielt es aber für klüger, sie unangetastet gehen zu lassen, aus Furcht, seine Leute möchten ein gleiches Schicksal mit ihren Kammeraden erfahren.

Die Tehuelhets, welche von Osten nach Westen hin an diejenigen grenzen, die am Flusse Sauces wohnen, stoßen gen Nordosten an die Chechehets und gen Osten an die ungeheure Wüste, die ungefähr vierzig Meilen von der Mündung des schwarzen Flusses südwärts ihren Anfang nimmt, und sich beynahe bis an die Magellanische Straße ausdehnet. Nach Westen zu haben sie die Huillichen zu Nachbarn, die an den Seeküsten von Chiloe wohnen, und sich bis zum vier und vierzigsten Grad südlicher Breite erstrecken. Ihr ganzes Land ist gebürgig, voll tiefer Thäler und ohne einen beträchtlichen Fluß. Die Eingebohrnen bekommen ihr Wasser von Quellen und kleinen Flüssen, die sich in Seen verlieren, worinn sie ihr Hornvieh abschwemmen. In dürren Sommern trocknen diese Seen aus, und dann sind sie genöthiget, wegen Mangel des Wassers an den schwarzen Fluß und anders wohin zu gehen. Diese Nation säet und pflanzet nicht, sondern lebt hauptsächlich von Guanacoen, Haasen und Straußen, die ihr Land hervorbringt, und vom Pferdefleisch, wenn sie welches bekommen können.

Die Seltenheit dieser Nahrungsmittel macht, daß sie, um dergleichen aufzusuchen, beständig von einem Lande zum andern in Bewegung sind. Zuweilen gehen sie in großer Anzahl nach dem Casuhati, zu einer andern Zeit wieder nach den Bergen Vuulcan oder Tandil und auf die Ebenen in der Nachbarschaft von Buenos-Ayres, welches drey bis vierhundert Meilen von ihrem Lande entfernt liegt. Unter allen Nationen des ganzen Erdbodens ist keine so unruhig, und keine besitzt so viel Neigung zum Rauben, als dieses Volk. Denn weder ein ausserordentlich hohes Alter und Blindheit, noch eine andere Schwächlichkeit hindert sie, ihrer Neigung zum Herumschweifen nachzuhängen. Es ist

ist ein sehr starkes wohlgebildetes Volk, und nicht so braun, wie die andern Indianer; einige ihrer Weibspersonen sind sogar eben so weiß, wie die Spanier. Sie sind höflich, verbindlich und von guter Art; aber sehr unbeständig, und binden sich nicht so genau an ihre Versprechen und Verbindlichkeiten. Sie sind herzhaft, kriegerisch, und haben keine Furcht vor dem Tod. Sie sind bey weitem zahlreicher als alle indianischen Völkerschaften dieser Gegenden, und machen für sich allein so viel aus, als alle übrigen zusammen genommen. Sie sind die Feinde der Moluchen, die sich sehr vor ihnen fürchten: und wenn sie so gut mit Pferden versehen wären, wie die Moluchen, so würden die letztern, die den Spaniern so fürchterlich sind, schon längstens von ihnen vertilget worden seyn, und die Dirihets und Taluhets wären nie vermögend gewesen, ihrer Macht zu widerstehen.

Gegen Süden von diesem Volke liegen die Chulilau-Cunnys und Sehuaucunnys, die die südlichsten Indianer sind, welche auf Pferden reiten. Sehuau bedeutet in der Tehuelischen Sprache, eine Art schwarzer Kaninchen, ungefähr von der Größe einer Feldratte, und weil ihr Land an diesen Thieren einen Ueberfluß hat, so kann man diese Benennung davon herleiten. Cunny heißt das Volk.

Diese zwey Nationen scheinen mit den andern Tehuelhets von einerley Abkunft zu seyn, und sind in ihrer Mundart wenig von ihnen unterschieden. An den kleinen Abweichungen beyder Sprachen kann die Gemeinschaft der erstern mit den Poy-Yus und Key-Yus Schuld seyn, die an der westlichen Küste und an der magellanischen Straße wohnen.

Alle Tehuelhets reden eine von den andern Puelchen und den Moluchen ganz verschiedene Sprache, und dieser

dieser Unterschied betrift nicht allein die Worte, sondern sogar die Deklination und Conjugation derselben; aber sie bedienen sich dennoch einiger Worte beyder Nationen. Zum Beyspiel, einen Berg nennen sie Calille, die Moluchen Calul, die Puelchen hingegen Casu. Pichua ist der Tehuelische Name eines Guanaco, er hat aber gar keine Aehnlichkeit mit Luhuan oder Huanque in der Moluchischen Sprache, so wie Yagip, Wasser, mit Co, oder Yagiu, eine Furth, mit Cohue, und Cunny, Volk, mit Che oder Het nichts Aehnliches mit einander haben. Ich bin geneigt zu glauben, daß diese Nationen von Tehuelhets diejenigen sind, welche die Mißionarien von Chili Poy-Yus genannt haben, weil sie in derjenigen Gegend wohnen, wo sie die Poy-Yus hinsetzen: aber die Wahrheit ist, daß die Poy-Yus näher an der Seeküste wohnen.

Die letzte Nation der Tehuelhets sind die Yacana-Cunnys, welches Fußvolk bedeutet, indem sie wegen Mangel an Pferden, deren es keine in ihrem Lande giebt, beständig zu Fuße reisen müssen. Nördlich grenzen sie an die Sehuau-Cunnys; westlich an die Key-Yus oder Key-Yuhues, von welchen sie durch eine Bergkette getrennet sind; gegen Osten an den Ocean und gegen Süden an die Inseln der Tella del Fuego, oder die Südsee. Diese Indianer wohnen an der See auf beyden Seiten der Straße, und bekriegen einander öfters. Sie bedienen sich zur Fahrt durch die Straße leichter Flößen, wie die auf Chiloe. Oefters werden sie von den Huillichen und den andern Tehuelhets angefallen und als Sklaven fortgeführt, indem sie weiter nichts als ihre Freyheit und ihr Leben zu verlieren haben. Ihre Nahrung bestehet hauptsächlich in Fischen, die sie entweder durch Untertauchen im Wasser fangen, oder mit ihren Pfeilen im Wasser

schiessen.

schiessen. Sie laufen sehr schnell und fällen die Guanacoen und Strauße mit ihren Kugeln. Sie sind eben so groß, wie die andern Tehuelhets, und selten über sieben, öfters auch nicht einmal sechs Fuß hoch. Sie sind ein unschuldiges, friedfertiges Volk.

Wenn die Franzosen oder Spanier, wie öfters geschiehet, nach Terra del Fuego gehen, um Brennholz für die maluinischen Kolonien zu holen, so leisten sie ihnen nach ihren möglichen Kräften Beystand. Um sie zu bewegen herab zu kommen, bedienen sie sich einer weißen Flagge, woran sie sie erkennen können: denn gegen die Engländer sind sie dergestalt eingenommen, daß sie gleich fortlaufen, so bald sie eine rothe Flagge erblicken. Die Franzosen und Spanier legen die Schuld davon einigen englischen Schiffen bey, die einigemal große Geschütze daselbst abgefeuert hätten, vor deren Knall die Indianer dergestalt erschrocken wären, daß sie sich seit dieser Zeit bey Erblickung der rothen Farbe nicht mehr wagten, hervor zu kommen. Dieses kann möglich seyn; allein es ist gewiß, daß man sich vieler Kunstgriffe bedienet haben mag, um die Gemeinschaft dieses Volks mit den Engländern zu hintertreiben. Ein Cacike dieser Nation, der mich mit andern Tehuelhets besuchte, erzählte mir, er wäre in einem hölzernen Hause gewesen, das sich auf dem Wasser fortbewegt hätte. Da mir dieses wenig Jahre nach der Reise des Admiral Anson in die Südsee erzählet wurde, so schloß ich, daß dieses Schiff eines von denen, die zu diesem Geschwader gehöreten, mochte gewesen seyn.

Alle diese Nationen der Tehuelhets werden von den Moluchen, Vucha-Huilliches oder das große südliche Volk genennet. Bey den Spaniern heißen sie Bergbewohner, ob diese gleich nicht wissen, wo sie herkommen.

men. Dem übrigen Theile von Europa sind sie unter dem Namen Patagonen bekannt.

Ich habe, wie auch in der Einleitung angemerkt worden ist, Caciken von allen in dem südlichen Theile von Amerika wohnenden indianischen Nationen gesehen, und bemerkt, daß die Puelchen oder östlichen Indianer eine große Art Menschen und verschiedene darunter sieben Fuß sechs Zoll hoch sind; diese waren aber von keinem besondern Stamme: hingegen sah ich auch andere, aus eben diesem Stamme, die nicht über sechs Fuß hoch waren. Die Moluchen oder westlichen Indianer, die zwischen den Gebürgen wohnen, sind von kleinerer Statur, oder breit und untersetzt. Die Bewohner der nebligen Berge der Cordilleras machen sich oft des Selbstmords schuldig, ein Verbrechen, wovon man selten etwas unter den östlichen Indianern gehöret hat.

Die Namen ihrer Caciken, die ich kannte, waren: Cagapol, Cangapol, Yampalca, Tolmichiya, Guelmen, Sausimyan, Yepelche, Marique, Chuynentuya, Guerquen, Clusgell, Millarsuel und Tamu.

Die Nachricht, daß in diesen Gegenden ein Volk sey, das von Europäern oder hier zurückgebliebenen Gescheiterten abstamme, ist wie ich gewiß glaube, ganz falsch, ohne Grund, und aus mißverstandenen Erzählungen der Indianer entstanden. Wenn sie, zum Beyspiel, in Chili wegen einer gewissen innländischen Kolonie der Spanier befragt werden, so erzählen sie von Städten und weißen Leuten, und verstehen darunter Buenos-Ayres, und so umgekehrt; denn sie können sich gar keinen Begriff davon machen, wie die Einwohner dieser zwey entlegenen Länder einander bekannt seyn sollten. Ich befrug mich bey den Indianern über diesen

Punkt und fand meine Muthmasung richtig, und sie gestanden, als ich ihnen zu ihrem größten Erstaunen Chiloe, Valdivia u. s. w. nannte, daß dieses die Oerter wären, deren sie in ihrer Beschreibung der europäischen Kolonien gedacht hätten.

Was ferner diese Niederlassung der Caesares ganz unglaublich macht, ist die moralische Unmöglichkeit, daß so gar zwey bis dreyhundert Europäer, meistens lauter Männer, durch so viele kriegerische und zahlreiche Länder, ohne die geringste Communication mit einem gesitteten Lande, hätten durchdringen und sich in einem Lande eine abgesonderte Republik errichten können, welches nichts freywillig hervorbringt, und dessen Einwohner sich blos von der Jagd nähren müssen, und daß sich diese Republik in einem Zeitraum von zwey hundert Jahren (denn so lange soll es geschehen seyn,) erhalten haben sollte, ohne daß sie durch Tod oder Sklaverey ausgerottet, oder ihr ganzes europäisches Ansehn durch Vermischung mit den Eingebohrnen dieses Landes ausgelöscht worden wäre.

Und außerdem ist kein fußbreit Land, das die wandernden Völker nicht alle Jahre durchstrichen haben sollten; denn so gar die unbewohnte Wüste, die der Ocean bespült, durchstreifen sie alle Jahre, um die dürren Todtenknochen zu verbrennen und Salz zu suchen. Ihre Caciken und andere wegen ihrer Glaubwürdigkeit unter ihnen in Ansehen stehende Leute haben mich oft versichert, daß es in allen diesen Gegenden kein weißes Volk gäbe, ausgenommen diejenigen, die ganz Europa bekannt wären, und in Chili, Buenos-Ayres, Chiloe, Mendoza und s. w. wohneten.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Von der Religion, Regierung, Politik und den Gebräuchen der Moluchen und Puelchen.

Diese Indianer glauben zwey höhere Wesen; ein gutes und ein böses; das gute heißt bey den Moluchen Toquichen, welches Regierer des Volks heißt, bey den Taluhets und Dirihets aber Soychu, welches Wort in ihrer Sprache ein Wesen bezeichnet, das in dem Lande des starken Getränkes herrscht. Die Tehuelhets nennen diesen Gott Guayara-Cunny, oder den Herrn der Todten.

Sie haben sich eine Menge solcher Gottheiten erdacht; einige hält man für Oberhäupter einzelner Familien von Indianern, deren Schöpfer sie gewesen seyn sollen. Einige machen sie zu Befehlshabern und Schöpfern der Tiger, andere der Löwen, andere der Guanacoen und noch andere der Strauße u. s. w. Sie bilden sich ein, diese Gottheiten hätten ganz von einander abgesonderte Wohnungen, in ungeheuern Hölen unter der Erde, unter einem See, Hügel u. s. w. und daß, wenn ein Indianer stürbe, seine Seele in den Aufenthalt der Gottheit, die über seine Familie regiere, übergehe, um daselbst der Glückseligkeit einer ewigen Trunkenheit zu genießen.

Sie glauben, daß ihre guten Götter die Welt gemacht, und die Indianer in ihren Hölen zuerst erschaffen, ihnen Lanzen, Bogen, Pfeile, und Steinkugeln zum Streiten und Jagen gegeben, uud sie sodann von sich ausgestoßen hätten, um für sich selbst zu sorgen. Sie stellen sich die Götter der Spanier auf eben diese Art vor, nur mit dem Unterschied, daß die Spanier

statt

statt Lanzen Bogen u. s. w. Geschütz und Schwerter von ihnen empfangen hätten. Sie glauben, daß, als die vierfüßigen Thiere, Vögel und kleinere Thiere geschaffen worden, die geschwindesten zuerst aus ihren Hölen gekommen, die Ochsen und Kühe aber die letzten gewesen wären, und die Indianer hätten sich bey Erblickung ihrer Hörner so entsetzt, daß sie den Eingang ihrer Hölen mit großen Steinen verrammelt hätten; deswegen sey auch nicht eher Hornvieh in ihrem Lande gewesen, als bis die Spanier dergleichen mitgebracht, die freylich weislicher gehandelt, und sie aus ihrer Erschaffungshöle herausgelassen hätten.

Sie haben sich einen Glauben gebildet, daß einige von ihnen nach dem Tode in diese göttlichen Hölen zurückkehrten: sie sagen auch, die Sterne wären alte Indianer, die Milchstraße das Feld, wo diese alten Indianer die Strauße jagten, und die zwey südlichen Wolken, die Federn der von ihnen getödteten Strauße. Sie glauben auch, daß die Schöpfung noch nicht erschöpft sey, und daß nicht alles, was geschaffen werde, auf dieser Oberwelt an das Tageslicht komme.

Ihre Zauberer geben vor, sie sähen, wenn sie auf ihre Trommeln schlügen, und ihre mit Seemuscheln gefüllten Klapperbüchsen schüttelten, unter der Erde Menschen, Hornvieh und dergleichen, auch Gewölber voll Rum, Brandewein, Cascabels und einer Menge anderer Dinge. Aber man hat mich für gewiß versichert, daß nicht alle diesen Unsinn glauben. Der Tehuelische Cacike Chehuentuya, kam einmal an einem Morgen mit der Nachricht einer neuen Entdeckung zu mir, die von einem ihrer Zauberer gemacht worden wäre, und eines der unterirrdischen Länder beträfe, die unter dem Orte, wo sie wohneten, befindlich seyn sollten; als ich aber darüber lachte, und ihm ihre Einfalt

vorhielt, daß sie sich durch solche Fabeln und thörichte Erzählungen hintergehen ließen, antwortete er mir mit Verachtung: Epueungringn, d. i., es sind alte Weibermährchen.

Die böse Gottheit nennen die Moluchen Huecuvoe oder Huecuvu, das ist, der Wanderer draußen. Die Tehuelhets und Chechehets nennen sie Atskannakanatz, die andern Puelchen aber Valichu.

Sie glauben eine unzählige Menge Teufel, die durch die Welt giengen, und ihnen alles das Uebel zufügten, welchem Menschen und Thiere ausgesetzt sind; und diese Meinung treiben sie so weit, daß sie glauben, diese unholden Mächte verursachten die Abmattung und Beschwerlichkeit, die auf lange Reisen und harte Arbeit erfolgen. Ihrer Meinung nach hat ieder Zauberer zwey solcher Teufel zur beständigen Aufwartung um sich, die sie in den Stand setzten, künftige Begebenheiten zu weißagen; ihnen entdeckten, was in der größten Entfernung alle Augenblicke vorgeht, und sie lehreten, die Kranken durch Bekämpfung und Wegtreibung oder Besänftigung anderer Teufel, von welchen sie gequälet würden, gesund zu machen; und sie glauben, daß die Seelen dieser Zauberer nach ihrem Tode solche Teufel würden.

Ihr Gottesdienst ist lediglich auf den bösen Gott gerichtet, einige besondere Cäremonien ausgenommen, die man zu Ehren der Verstorbenen anstellt. Um ihre Religionsübungen zu verrichten, versammlen sie sich in dem Zelte des Zauberers, der, von dem Anschaun des Volks entfernt, in einem Winkel desselben versteckt ist. In diesem verborgenen Aufenthalte hat er eine kleine Trommel, eine oder zwey runde Klapperbüchsen voll kleiner Seemuscheln und einige viereckte Säcke von bemahlten Häuten, worinn ihre Zaubercharakter stecken. Er fängt die Cäremonie damit an, daß er einen entsetz-

lichen Lermen mit seiner Trommel und Klapperbüchsen macht; hernach stellt er sich, als wenn er mit dem Teufel kämpfte, der ihrer Meinung nach in ihn gefahren ist, reißt seine Augen mit schwerer Mühe auf, verzerret seine Gesichtszüge, schäumet mit dem Munde, verdreht seine Gelenke und bleibt nach vielen gewaltsamen und krümmenden Bewegungen, wie ein mit der fallenden Sucht behafteter Mensch, steif und unbeweglich. Nach einiger Zeit kömmt er wieder zu sich selbst, als wenn er den Teufel überwunden hätte; hierauf giebt er eine schmachtende, hellklingende, klagende Stimme von sich, als wenn sie von dem bösen Geiste herkäme, von welchem man wegen dieses entsetzlichen Geschreies glaubt, daß er sich selbst für überwunden erkenne, und dann beantwortet er auf einer Art von Dreyfuß alle Fragen, die ihm vorgelegt werden. Ob seine Antworten richtig oder falsch sind, ist von keiner großen Bedeutung. Denn im letzten Falle liegt die Schuld allemal an dem Teufel. Bey allen diesen Gelegenheiten werden die Zauberer gut bezahlt.

Die Lebensart dieser Zauberer ist sehr gefährlich, ungeachtet der Ehrfurcht, die man ihnen erzeiget; denn es trägt sich oft zu, daß, wenn ein indianisches Oberhaupt stirbt, einige dieser Zauberer getödtet werden, besonders, wenn sie kurz vor seinem Tode einen Wortwechsel mit ihm gehabt haben; alsdenn schreiben die Indianer den Verlust ihres Anführers den Zauberern und ihren Teufeln zu. Sie müssen auch bey ausbrechender Pestilenz oder epidemischer Krankheit, wenn viele Menschen dadurch weggerafft worden sind, oft sehr vieles ausstehen. Als nach dem Tode des Mayu-Pilqui-Ya und seines Volkes die Kinderpocken beynahe die ganze Nation der Chechehets aufgerieben hatten, gab Cangapol Befehl, alle Zauberer zu tödten, damit

man erführe, ob durch dieses Mittel diese Krankheit nachlassen würde.

Die Zauberer sind beyderley Geschlechts. Die männlichen Zauberer sind genöthiget, ihr Geschlecht zu verlassen, und weibliche Kleidung anzulegen; sie dürfen nicht heyrathen, wohl aber die Weiber. Gemeiniglich werden sie schon als Kinder zu diesem Stande aufgesucht, und man giebt denjenigen den Vorzug, die schon in ihren jugendlichen Jahren ein weibisches Betragen äußern. Man kleidet sie sodann frühzeitig mit weiblichen Zauberkleidungen und giebt ihnen die Trommel und Klapperbüchsen, die zu der Lebensart, der sie folgen wollen, gehört.

Hat vollends eine Person die fallende Sucht oder sonst eine Krankheit mit Verzückungen, so ist sie schon ein gebohrner Zauberer und scheinet von den Teufeln selbst dazu erkohren zu seyn, und man glaubt, daß diese sie besäßen und alle die Convulsionen und Verdrehungen verursachten, die epileptischen Paroxismen eigen sind.

Das Begräbniß ihrer Toden und die abergläubische Ehrerbietung, die man ihrem Andenken erweist, werden mit großer Cäremonie begleitet. Stirbt ein Indianer, so wählet man eine der angesehensten Weiber unter ihnen, seinen Körper zu skeletiren, und dieses geschieht auf folgende Art: Man nimmt die Eingeweide heraus und verbrennt sie zu Asche; dann wird das Fleisch so sauber als möglich von den Knochen abgelöst, und leztere so lange unter die Erde vergraben, bis das noch daran gebliebene Fleisch ganz von den Würmern abgezehret ist, oder bis sie nach dem gewöhnlichen Begräbnißort ihrer Vorfahren gebracht werden, welches binnen einem Jahre nach dem Ableben geschehen muß, auch wohl zuweilen innerhalb zweyer Monate geschieht.

Diese

Diese Gewohnheit wird bey den Moluchen, Taluhets und Dirihets genau befolgt, aber die Chechehets und Tehuelhets oder Patagonen legen die Gebeine auf zusammengeflochtenes Schilfrohr oder Zweige, um sie von der Sonne und dem Regen trocknen und bleichen zu lassen.

Während der Zeit, daß die Cäremonie der Skeletirung vor sich gehet, gehen die Indianer, mit langen Mänteln von Häuten bedeckt und ihre Gesichter mit Ruß schwarz gefärbt, um das Zelt herum, halten lange Stangen oder Lanzen in ihren Händen, stimmen einen Klagton an und schlagen auf die Erde, um die Vallichus oder bösen Geister wegzuscheuchen. Einige besuchen die Wittwe oder Witwen und andere Verwandten des Verstorbenen und trösten sie; dies geschieht aber nur von solchen, die sich Rechnung machen, etwas zu bekommen; denn es wird nichts gethan, wenn keine Hoffnung des Gewinnstes vorhanden ist. Während dieses Kondolenzbesuchs schreyen, heulen und singen sie auf die entsetzlichste Art, brechen in Thränen aus, zerbrechen ihre Waffen und ritzen ihre Arme und Schenkel mit spitzigen Dornen blutig. Für diese Bezeigung ihres Schmerzes erhalten sie Glasknöpfe, Cascabels von Erzt und andere dergleichen Kleinigkeiten, die bey ihnen in hohem Werthe stehen. Die Pferde des Verstorbenen werden augenblicklich getödet, damit er auf denselben nach Alhue Mapu, oder ins Land der Toden reiten könne. Nur einige wenige werden zurückbehalten, den letzten Leichenpomp zu zieren, und den Verstorbenen nach seiner Grabstädte zu bringen.

Die Witwe oder die Witwen des Verstorbenen sind verbunden, ein ganzes Jahr lang nach dem Tode ihres Mannes zu trauren und zu fasten. Dieses bestehet darinn, daß sie stets in ihren Zelten eingeschlossen

bleiben, ohne eine Gemeinschaft mit jemand zu unterhalten, oder anders als zur höchsten Nothdurft auszugehen. Sie dürfen ihr Gesicht, das ohnedem mit Ruß schwarz gemacht ist, und ihre Hände nicht waschen, und müssen Trauerkleider anlegen, sich des Pferde- und Kuhfleisches, und mitten im Lande, wo es viel Strauße und Guanacoen giebt, auch dieses Fleisches enthalten; sonst können sie aber alles essen. Während dieses Trauerjahres ist ihnen nicht erlaubt, sich wieder zu verheyrathen, und wenn man erfährt, daß eine Witwe binnen dieser Zeit mit einem Manne Gemeinschaft gehabt hat, ungeachtet ihr kein geheimes Liebesverständniß mit demselben schuld gegeben werden könnte, so haben die Anverwandten ihres verstorbenen Mannes das Recht, sie zu töden. Ich habe aber niemal bemerkt, daß die Männer zu einer solchen Art von Trauer für ihre verstorbenen Weiber verbunden gewesen wären.

Wenn sie die Gebeine ihrer Toden fortschaffen wollen, so packen sie solche in eine Haut zusammen und legen sie auf eines von den Lieblingspferden des Verstorbenen, das zu dieser Absicht aufbehalten worden ist. Dieses Pferd putzen sie nach ihrer Art auf das schönste, mit Mänteln, Federn und dergleichen, und reisen sodann nach dem ordentlichen Begräbnißort, der wohl dreyhundert Meilen weit entfernet ist, und vollenden daselbst ihre Cäremonie.

Die Moluchen, Taluhets und Dirihets begraben ihre Toden in weite viereckte klaftertiefe Gewölber. Die Gebeine werden zusammengefügt, jedes an seiner gehörigen Stelle festgebunden, und sodann mit den besten mit Knöpfen, Federbüschen und dergleichen geschmückten Kleidern bekleidet, die alle Jahre einmal ausgebessert und verändert werden. Sie sitzen alle in einer Reihe, mit Schwert, Lanze, Bogen und Pfeilen, Trinkgeschirren und andern Dingen, deren sich der

Verstorbene bey seinem Leben bediente. Diese Gewölber sind mit Querbalken oder Bäumen, Schilfrohr oder zusammengeflochtenen Zweigen, die mit Erde überschüttet werden, bedeckt. Um diese Gräber beständig in gutem Stande zu erhalten, wird aus jedem Stamme einer alten Matrone die Aufsicht darüber anvertrauet, die dieses Berufs halber in sehr großem Ansehn steht. Ihr Amt ist, alle Jahre einmal diese traurigen Wohnungen zu öffnen, und die Skelete zu kleiden und zu reinigen. Außer diesem schüttet sie alle Jahre einmal einige Becher ihrer erst gemachten Chica über diese Gräber aus, und trinket selbst einige davon auf die gute Gesundheit der Toden. Diese Begräbnisse sind gemeiniglich nicht weit von ihren gewöhnlichen Wohnungen entfernt; rings um sie her stellen sie ihre skeletirten Pferde auf die Beine und unterstützen sie mit Stöcken.

Die Tehuelhets aber, oder südlichen Patagonen, gehen in vielem Betracht hierinn von den andern Indianern ab. Wenn diese die Gebeine ihrer Toden getrocknet haben, bringen sie solche eine große Strecke weit von ihren Wohnungen weg, und nachdem sie sie in ihre natürliche Verbindung gebracht und auf die vorbeschriebene Art geputzt haben, stellen sie dieselben nach der Ordnung unter Hütten und Zelten, die zu dieser Absicht errichtet sind, auf die Erde, und rings um sie her die Skelete ihrer Pferde.

In der im Jahr 1746. gemachten Expedition fanden einige spanische Soldaten nebst einem ihrer Mißionarien, als sie ungefähr dreyßig Meilen landeinwärts nach Westen vom Hafen St. Julian marschiret waren, eines dieser indianischen Gräber, mit drey Skeleten und vielen um sie her aufgestellten Pferdegerippen.

Es ist keine leichte Sache, eine Art von regelmäßiger Regierungsform oder bürgerlicher Einrichtung ausfindig zu machen; alles, was man davon entdecken kann, scheint in weiter nichts als einem kleinen Grade von Unterwürfigkeit unter ihre Caciken zu bestehen. Das Amt eines Caciken ist erblich und wird keinesweges durch die Wahl übertragen, und alle Söhne eines Caciken haben das Recht, die Würde ihres Vaters anzunehmen, wenn sie einige Indianer gewinnen können, ihrer Parthey zu folgen, aber wegen des geringen Vortheils, den die Besitzer von dieser Ehrenstelle haben, geben sie solche oftmal auf.

Der Cacike hat die Macht, diejenigen zu beschützen, die sich unter seinen Schutz begeben, Friede zu bieten und Streitigkeiten beyzulegen, oder den beleidigenden Theil zur Todesstrafe zu verurtheilen, ohne davon Rechenschaft zu geben; denn in diesem Betrachte ist sein Wille ein Gesetz. Sie lassen sich sogar gern bestechen, und verkaufen ihre Vasallen und Anverwandten, wenn sie ihnen gut bezahlt werden. Auf ihren Befehl lagern sich die Indianer, marschieren oder reisen von einem Platze zum andern, wenn sie sich niederlassen, jagen, oder Krieg führen wollen. Sie versammlen sie oft vor ihrem Zelte, halten Anreden an sie über ihr Verhalten, über die Bedürfnisse der Zeit, die empfangenen Beleidigungen, über die zu ergreifenden Maasregeln und s. w. In diesen Anreden erhebt der Cacike stets seine eigene Tapferkeit und persönlichen Verdienste. Ist er beredt, so steht er in großem Ansehn; besitzt er aber diese Vollkommenheit nicht selbst, so hat er gemeiniglich einen andern, der statt seiner die Stelle eines Redners vertritt. Bey wichtigen Vorfällen, besonders wenn sie Krieg betreffen, beruft er eine Rathsversammlung, die aus den vornehmsten Indianern und Zauberern besteht; mit dieser berathschlaget er sich

über

über die Mittel, sich zu vertheidigen oder seine Feinde anzugreifen.

In einem Hauptkriege, wenn sich viele Nationen wider einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen, erwählen sie aus den ältesten oder berühmtesten ihrer Caciken einen Oberbefehlshaber, den sie Apo nennen. Diese Ehrenstelle, ob sie gleich durch die Wahl bestimmt wird, ist bey den südlichen Völkerschaften, in der Familie des Cangapol, seit vielen Jahren auf gewisse Weise erblich gewesen; er war der Heerführer der Tehuelhets, Chechehets, Huillichen, Pehuenchen und Diribets, wenn sie ihre Macht zusammen vereinigten. Gemeiniglich schlagen sie ihr Lager in einer Entfernung von ungefähr dreyßig bis vierzig Meilen Weges von dem Lande ihrer Feinde auf, um nicht entdeckt zu werden, und schicken Spionen aus, um die Plätze, die sie angreifen wollen, in Augenschein nehmen zu lassen. Diese verstecken sich des Tages, des Nachts aber kriechen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und bemerken sich mit größter Genauigkeit jedes Haus, jeden Meyerhof der umher zerstreut liegenden Dörfer, die die sie zu überfallen willens sind, dergestalt, daß sie von ihrer Beschaffenheit, der Anzahl ihrer Einwohner und ihrer Vertheidigungsmittel hinlängliche Nachricht ertheilen können. Wenn sie sich davon unterrichtet haben, so wird die Nachricht der Hauptarmee mitgetheilet, die alsdann den Vollmond abwartet, um auf dem Marsch zum Angriff Hellung zu bekommen. Wenn sie den Ort bald erreicht haben, theilen sie sich in kleine Haufen, wovon jeder beordert ist, ein Haus oder Meyerhof anzufallen. Einige Stunden nach Mitternacht thun sie sodann den Angriff, töden alle Männer die sich widersetzen und führen die Weiber und Kinder mit sich in die Sklaverey. Die indianischen Weiber folgen ihren Männern mit Prügeln, Ku-

geln und zuweilen Schwertern nach, verheeren und plündern alles, was sie in den Häusern finden, Kleidungen, Hausrath, und was ihnen nur von Nutzen zu seyn dünkt, und kehren sodann mit Beute beladen, so geschwind als möglich wieder zurück, und ruhen nicht eher aus, als bis sie eine große Strecke entfernt, und ganz außer Gefahr sind, von ihren Feinden eingeholt zu werden, welches manchmal hundert Meilen weit von dem überrumpelten Ort ist. Hier machen sie Halt und theilen ihre Beute, wobey es selten ohne großes Mißvergnügen bey einem oder dem andern unter ihnen, die sich oft mit Zänkereyen und Blutvergießen endigen, abgehet.

Zuweilen führen sie auch eine Art von fliegenden Kriegen mit kleinen Lägern, deren jedes aus funfzig bis hundert Mann besteht. In diesem Falle greifen sie aber nicht ganze Flecken an, sondern nur einzelne Häuser und Baurenhöfe, und dieses verrichten sie in der größten Eilfertigkeit, und retiriren sich, so bald es möglich ist.

Nichts destoweniger haben die Caciken dennoch die Gewalt nicht, Schatzungen aufzulegen, ihren Vasallen das geringste wegzunehmen, oder sie ohne Bezahlung zur Uebernehmung der kleinsten Bedienung zu zwingen. Im Gegentheil sind sie verbunden, ihren Vasallen mit großer Leutseligkeit und Gelindigkeit zu begegnen, und zuweilen ihren Bedürfnissen abzuhelfen, wenn sie nicht wollen, daß sie den Schutz eines andern Caciken suchen sollen. Aus diesem Grunde weigern sich viele Caciken, dergleichen Vasallen zu halten, da sie ihnen so theuer zu stehen kommen, und am Ende dennoch wenig Vortheil von ihnen haben. Kein Indianer oder Gesellschaft von Indianern kann nach ihrem Völkerrechte ohne den Schutz eines Caciken leben; und wenn sich welche unterstünden, solches zu thun,

so

so würden sie unfehlbar getödtet oder als Sklaven fortgeführet werden, so bald man es erführe.

Im Fall einer von dem andern beleidiget wird, sucht er, ungeachtet des Ansehens des Caciken, nach seinen möglichsten Kräften selbst Rache an dem Beleidiger zu nehmen. Ausser der Bezahlung oder Ersetzung des Unrechts oder Schadens durch einige bey ihnen im Werth stehende Dinge (denn sie haben keinen Gebrauch des Geldes) wissen sie von keiner Bestrafung oder Genugthuung, und strafen nur am Leben. Wenn aber die Beleidigung nicht sehr groß und der Beleidiger arm ist, so schlägt ihn der beleidigte Theil gemeiniglich mit seiner steinernen Kugel auf den Rücken und in die Seiten. Ist aber der Beleidiger zu mächtig, so läßt man ihn zufrieden, es wäre denn, daß sich der Cacike ins Mittel legte, und ihn zur Genugthuung zwänge.

Die Kriege, in welche sich die verschiedenen Nationen unter einander uud mit den Spaniern einlassen, entstehen zuweilen aus den ihnen zugefügten Beleidigungen, die sie sehr heftig zu vergelten suchen, öfterer aber aus Mangel der Lebensmittel, oder aus Begierde zu plündern.

Obgleich die verschiedenen Nationen immer unter einander selbst in Streit leben, so verbinden sie sich doch oft zusammen wider die Spanier, und wählen einen Apo oder Heerführer, der die vereinigte Armee kommandiret; zu einer andern Zeit führet eine jede Nation für sich selbst Krieg. In den Kriegen mit den Spaniern in Buenos-Ayres sind die Moluchen Hülfsvölker und die Feldherren werden aus den Puelchen gewählt, weil diese besser in diesem Lande bekannt sind. Aus eben dieser Ursache wurden die Feldherren in den Kriegen mit den Spaniern in Chili aus den Caciken der Moluchen genommen.

Ihre Heyrathen werden durch Kauf geschlossen. Der Mann kauft sein Weib von ihren nächsten Anverwandten und öfters für einen theuern Preiß an Knöpfen, Cascabels, Kleidern, Pferden und andern Dingen, die sie sehr im Werthe halten. Oefters handeln sie um ihre Weiber und bezahlen einen Theil des Preißes für sie, wenn diese noch sehr jung und einige Jahre, ehe sie noch zum Ehestande fähig sind. Jeder Indianer kann so viel Weiber haben, als er kaufen oder ernähren kann. Wittwen und Waisen hingegen sind sich selbst überlassen, und es kann sie bekommen, wer nur will; die übrigen sind genöthiget, den Kauf abzuwarten, der oftmal wider ihre Neigung erfolgt, oder sie werden fortgeschleppt und zum Gehorsam gezwungen. Selten trift es, daß ein Indianer mehr als ein Weib hat, ob es gleich einige giebt, die zwey oder drey zu gleicher Zeit gehabt haben, besonders die Elmens, Yas oder Caciken. Die Ursache davon ist, damit sie nicht so sehr mit Weibern überladen werden, und diese, die sie haben, sind so theuer, daß viele gar keine Weiber haben.

Sie bedienen sich wenig oder gar keiner Cäremonie bey ihrer Verheyrathung. Zu der festgesetzten Zeit führen die Aeltern das Mädchen in die Wohnung ihres Bräutigams und übergeben sie ihm, oder er geht, und nimmt sie ihren Aeltern als sein Eigenthum hinweg, und zuweilen kommt sie auch wohl von sich selbst, wenn sie gewiß weiß, daß sie gut aufgenommen wird. Am folgenden Morgen wird sie vor Aufstehenszeit von ihren Anverwandten besucht, und findet man sie da mit ihrem Bräutigam im Bette, so ist die Heyrath vollzogen. Aber obgleich viele Heyrathen von Seiten der Weiber aus Zwang geschehen, so werden sie doch öfters vereitelt. Die Widerspenstigkeit der Frau ermüdet

müdet zuweilen die Geduld des Mannes, der sie sodann wieder wegbringt, oder sie an diejenige Person verkauft, auf die sie ihre Neigung geworfen hatte; selten aber schlägt er sie oder begegnet ihr übel. Manchmal entläuft sie ihrem Manne und begiebt sich zu einem Liebhaber, der, wenn er mächtiger oder von einem höhern Range ist als der Mann, diesen nöthiget, die Beschimpfung einzustellen und in den Verlust seines Weibes einzuwilligen, im Fall nicht ein mächtigerer Freund des Mannes den Liebhaber nöthiget, ihm das Weib wieder zu überliefern oder die Sache auf irgend eine Art zu vergleichen; und in dergleichen Fällen sind sie gemeiniglich sehr nachgiebig.

Die Weiber, die ihre Männer einmal angenommen haben, sind gemeiniglich sehr treu und arbeitsam. In der That ist ihr Leben eine immerwährende Scene von Arbeit; denn, ausser der Ernährung und Erziehung ihrer Kinder, sind sie noch schuldig, alle Arten schwerer Arbeit zu verrichten; kurz, sie thun alles, ausser jagen und streiten, ja sie unterziehen sich zuweilen wohl gar auch diesen Beschäftigungen. Die Besorgung aller die Haushaltung betreffenden Dinge ist lediglich ihnen überlassen, sie holen Holz und Wasser, richten die Speisen zu, verfertigen, bessern und reinigen die Zelte, machen ihre Kleider aus Häuten und nähen sie zusammen; aus andern geringern Fellen verfertigen sie ihre Mäntel oder Carapas, und spinnen und machen Ponchas oder Macuns. Wenn sie reisen, tragen die Weiber alles, auch sogar die Zeltstangen, die sie auch selbst aufrichten und wieder abreißen müssen, so oft es die Umstände erfordern. Sie laden die Bagage auf und ab, und legen sie zurecht, satteln die Pferde und tragen die Lanzen vor ihren Männern her; weder Krankheit noch Schwangerschaft kann ihnen

nen zur Entschuldigung dienen, sich der einmal festgesetzten Arbeiten zu entziehen, und sie sind so strenge an die Verrichtungen ihrer Schuldigkeit gebunden, daß ihnen ihre Männer bey keiner Gelegenheit oder im äussersten Elende beystehen können, ohne sich der größten Schande auszusetzen. Weibern von Stande oder solchen, die mit den Caciken verwandt sind, erlaubt man, Sklaven zu halten, die ihnen die schwersten Arbeiten erleichtern, wenn sie aber keine Sklaven halten dürfen, so müssen sie sich, eben so wie die übrigen, die nehmlichen Beschwerlichkeiten gefallen lassen.

Das Geschäfte des Mannes ist, für Nahrungsmittel zu sorgen, welche gemeiniglich in Fleisch von Pferden, Straußen, Guanacoen, Haasen, wilden Schweinen, Armadillen, Antas, oder was das Land sonst hervorbringt, bestehen. Er muß seinem Weibe Häute zur Verfertigung der Zelte und Kleidungen verschaffen, obgleich diese für ihre Männer oft Kleidungen oder Mäntel von europäischen Zeugen, auch Ohrengehänge, Cascabels und große gläserne Knöpfe von himmelblauer Farbe, die bey ihnen in großem Werthe stehen, von den Spaniern einhandeln. Ich habe viele gesehen, die für vier Schnuren solcher Knöpfe, die ungefähr vier Pence kosteten, einen Poncha oder Mantel von ihren kleinen Fuchspelzen, die so fein und schön wie Hermelin sind, und wovon ein jeder fünf bis sieben Thaler werth war, umtauschten. Die Moluchen halten sich, um Wolle zu bekommen, einige Heerden Schaafe, und säen nur sehr wenig Getraide aus. Die Puelchen hingegen leben lediglich von der Jagd, zu welcher Absicht sie eine große Menge Hunde, die sie Tehua nennen, unterhalten.

Ungeachtet ihre Ehen bloß auf ihrem Willen beruhen, so verlassen sich dennoch beyde Theile, wenn sie

sich einmal ihr Wort gegeben und Kinder haben, sogar im höchsten Alter nur selten. Der Mann schützt sein Weib gegen alle Beleidigungen, und nimmt ihre Parthey, sogar wenn sie unrecht hat, welches beständig zu Streitigkeiten und Blutvergießen Anlaß giebt; diese Partheylichkeit hindert ihn aber nicht, ihr insgemein den Text zu lesen, daß sie ihn in diese Streitigkeiten durch ihre Schuld verwickelt habe. Er schlägt sie selten, und wenn er sie im Ehebruch ertappt, so geht es lediglich über den Verführer her, den er mit großer Strenge bestraft, woferne dieser nicht die angethane Schande durch ein theures Geschenk wieder tilget. Sie beobachten in diesem Stücke den Wohlstand so wenig, daß sie ihre Weiber öfters auf Befehl ihrer Zauberer auf die abergläubigste Art in die Wälder schicken, und sie dem ersten, der ihnen begegnet, Preiß geben. Es giebt aber dennoch Weiber, die ihren Gehorsam auf eine ehrbarere Weise äussern und sich hierinn weigern, den Willen ihrer Männer und Zauberer zu vollbringen.

Sie erziehen ihre Kinder in einer lasterhaften Nachsicht ihrer Begierden. Die Tehuelhets, oder südlichen Patagonen, treiben diese Thorheit bis zur größten Ausschweifung, und das alte Volk gehet von einem Orte zum andern, und verändern beständig ihre Wohnungen, bloß dem Eigensinne ihrer Kinder zu gefallen. Folgende Erzählung kann einen Begriff geben, zu welchem Grade der Thorheit sie diese Kinderliebe treiben. Wenn ein Indianer, und sogar ein Cacike, den Entschluß faßt, seine Wohnung sammt seiner Familie anders wohin zu verlegen, und die Horde, zu der er itzt gehört, nicht mit ihm wegziehen will, so ist die Gewohnheit, eines von seinen Kindern zu nehmen, und vorzugeben, man liebe es so sehr, daß man

man es unmöglich von sich lassen könne, und durch dieses Mittel wird der Vater auf andere Gedanken gebracht, und entschließt sich da zu bleiben; alsdenn geben sie ihm sein Kind wieder, und anstatt sie dieses Verfahrens halber zu tadeln, erfreut er sich vielmehr, daß sein Kind so ungemein geliebet wird.

Die Wittwe eines Tehuelischen Caciken, deren Ehegatte verrätherischer Weise in Friedenszeiten von den Spaniern war getödet worden, entschloß sich, die Stadt und die Mißionarien zu verlassen, und weder Bitten noch Ueberredungen vermochten sie von einer so traurigen Entschliessung zurück zu halten. Sie hatte einen Sohn von ungefähr sechs Jahren, der die Mißionarien, wegen der Geschenke, die sie ihm an Brod, Feigen, Rosinen u. s. w. zu geben pflegten, sehr lieb gewonnen hatte. Als dieser hörte, daß ihn seine Mutter mit sich wegführen wollte, weigerte er sich, sich zur Reise anzuschicken, und verlangte, zu den Vätern gebracht zu werden. Die Mutter, der die Traurigkeit ihres Kindes zu Herzen gieng, entschloß sich augenblicklich, an diesem Orte zu bleiben, und nahm kurz darauf die christliche Religion an.

Diese Indianer haben eine sehr sonderbare Tracht. Die Männer gehen beständig in bloßen Köpfen, ihre Haare aber binden sie hinten auf, so daß das unterste Ende in die Höhe geschlagen ist; öfters befestigen sie solche ganz knapp oben auf dem Kopfe mit einem breiten bunten wollenen Gürtel, von wunderbarer Arbeit. In ihren Zelten tragen sie Mäntel von zusammengenäheten Thierhäuten. Unter diesen sind die, die aus Häuten von jungen Füllen und Pferden bestehen, die wohlfeilsten. Die Mäntel aber, die von der Haut eines kleinen stinkenden Thieres, das sie Yaguane nennen, und unserer wilden Katze ähnlich ist, haben vor

jenen

jenen den Vorzug. Dieses Thier ist von einer dunkeln schwarzbraunen Farbe, mit zwey langen und breiten Streifen auf beyden Seiten seiner Ribben; seine Haare sind weich und fein.

Das Fell des Coipu, oder der Fischotter, steht mit dem Felle des Yaguane, oder Maikel, in gleichem Werthe. Der Kopf, das Maul und die Zähne dieses Thiers haben eine große Aehnlichkeit mit den Caninchen. Sein Fell ist lang und fein und so gut wie das Bieberfell; es vergräbt sich an den Ufern der Flüsse in Hölen, die aus ein oder zwey Stockwerken bestehen, und nährt sich von Fischen, es hat einen langen runden Schwanz, der bis ans Ende immer spitziger wird, und sein Fleisch ist gut zu essen.

Die Mäntel, die aus Guanacoenfellen gemacht werden, sind in viel größerm Werthe, als alle die vorerwehnten, wegen ihrer Wärme, Feinheit der Wolle und langen Dauer. Aber die schätzbarsten unter allen sind die Mäntel, die aus den ausserordentlich sanften und schönen Fellen der kleinen Füchse gemacht werden, sie sind vielfarbig grau mit einer rothen Kante, aber nicht so dauerhaft, wie die Guanacofelle.

Sie verfertigen und weben auch feine Mäntel von wollenem Garne von allerhand bunten Farben, die, wenn sie um den Leib geschlagen werden, ihnen von den Schultern bis an die Waden reichen; unter diesen tragen sie etwas kleinere, von eben der Art, die sie um den Unterleib schlagen, und ausser diesen dreyzipfliche schmale lederne Schürzen, statt der Beinkleider, wovon sie zwey Enden um den Leib herum zusammen, und das dritte Ende zwischen den Beinen hindurch hinten fest binden. Sie machen auch Mäntel von rothen Zeugen z. B. Perpetuel, welche sie nebst Hüthen,

die sie sehr gern, besonders zu Pferde, tragen, von den Spaniern kaufen. Sie zieren dieselben mit himmelblauen Knöpfen und binden eine oder zwey Reihen davon um Hals und Arme. Sie malen ihre Gesichter auf das häßlichste bald roth bald schwarz, und bilden sich dabey ein, sie erhielten dadurch eine besondere Schönheit.

Wenn sie reiten, bedienen sie sich statt des vorerwehnten Mantels eines andern, der mit allerhand Figuren gezieret ist. Er ist ganz zugenähet, und hat nur eine Oeffnung in der Mitte, daß sie mit dem Kopfe durchkriechen können; er reicht ihnen bis an die Knie, manchmal auch bis an die Füße herab. Männer und Weiber tragen eine Art Stiefeln oder Strümpfe, die aus den Häuten von den Vorder- und Hinterschenkeln der Pferde und Füllen gemacht werden; zu dem Ende ziehen sie die fetten und innern Häutchen ab, bestreichen sie, wenn sie getrocknet sind, mit Fett, machen sie sodann durch Zusammenreiben geschmeidig und legen sie an, ohne sie vorher zuzuschneiden.

Ihre Kriegsrüstung besteht aus einem Helm, in Form eines herunter geschlagenen Hutes, von doppelt über einander genäheter Ochsenhaut, und in einem Waffenrocke. Dieser ist ein weiter Rock mit engen kurzen Ermeln, der wie ein Hemd gestaltet und übergeworfen wird, und aus drey oder vierfach zusammengenäheten Antashäuten geschnitten ist. Dieser Waffenrock ist sehr schwer und stark genug, Pfeilen und Lanzen zu widerstehen, viele halten ihn sogar für schußfrey. Er geht hoch über den Hals hinaus, und bedecket beynahe Augen und Nase. Zu Fuße bedienen sie sich eines großen schweren viereckten Schildes von Ochsenhäuten. Ihre Waffen bestehen in einem kurzen Bogen und mit Knochen zugespitzten Pfeilen. Die

Tehuel-

Tehuelhets und Huillichen vergiften zuweilen die Spitzen mit einer Art Gift, wovon die Verwundeten zwey bis drey Monate lang nach und nach abzehren, bis sie zuletzt, Skeleten ähnlich, verscheiden. Sie führen auch eine Lanze, von vier bis fünf Yärds in der Länge, die von einem festen Rohre, das an den Cordilleras wächst, gemacht wird, viele ungefähr vier bis fünf Zoll aus einander stehende Absätze hat, und mit einer eisernen Spitze versehen ist. Sie bedienen sich auch der Schwerdter, wenn sie welche von den Spaniern bekommen können, man trift sie aber gemeiniglich nur sehr selten an. Eine andere Art Waffen, die dieser Nation noch besonders eigen ist, sind die Kugeln oder große runde Steine, denen sie diese Form durch das Widereinanderschlagen geben, und die ungefehr vier Zoll im Durchschnitt haben. Sie bestehen größtentheils aus Kieselsteinen; ich habe aber auch welche gesehen, die aus dem Innern des Landes kamen, und aus einer Art von Erzt, das einem feinen hellen Kupfer glich, gemacht waren. Es giebt auch noch andere dergleichen Kugeln, deren Masse in einer Art Eisenstein bestehet.

Es giebt zwey oder drey Sorten dieser Kugeln. Diejenige, deren man sich am meisten im Kriege bedienet, ist eine einzelne runde Kugel, ungefehr ein Pfund schwer, an welche sie eine schmale aus Häuten geschnittene oder aus Sennadern gedrehete Schnur befestigen. Damit schleudern sie ihre Gegner dergestalt wider die Köpfe, daß die Hirnschale davon entzwey gehet, und die Kugel Schnur und alles mit sich fortnimmt.

Die andere Art wird verschiedentlich im Kriege und auf der Jagd gebraucht. Sie besteht, wie die vorigen, aus zwey Kugeln, die mit Leder überzogen,

und an die beyden Enden eines drey bis vier Yärds langen ledernen Riemens befestiget sind. Die eine Kugel fassen sie in die Hand, schwenken die andere drey bis viermal über ihrem Kopfe, schleudern sie sodann und umwickeln damit diejenigen, die sie treffen. Sie können sie mit einer solchen Geschicklichkeit schleudern, daß sie einen Reuter damit gleichsam aufbinden können. Sie haben auch auf diesen Wurf dergestalt ausgelernet, daß sich die Schnur, wenn sie jagen, rings um den Hals des Thiers schlingt, und die Kugeln zwischen den Vorderfüßen herabhängen, und es auf solche Weise zugleich getroffen, gefallen und gefangen ist.

Zuweilen, besonders beym Jagen, bedienen sie sich zwey kleinerer Kugeln, die sie mit zwey Riemen, deren jeder ein Yård lang ist, an den Riemen, woran die größere Kugel gebunden sind, befestigen, um ihre Beute desto besser umschlingen zu können. Wenn sie Strauße, Hirsche oder Guanacoen jagen wollen, nehmen sie Kugeln, die noch kleiner, als diejenigen sind, deren ich gedacht habe. Sie sind von Marmor, wohl geglättet und an eine Schnur von Sennadern gebunden.

Die Frauenzimmer haben keinen Kopfputz, sondern nur zwey an beyden Seiten herabhängende lange Haarzöpfe. Sie tragen Ohrringe oder Gehänge von viereckten kupfernen Blatten, ohngefähr zwey bis drey Zoll breit und eben so lang, woran ein Stück von dem nämlichen Metall, wohl geschlagen, angefügt ist, um zu verhüten, daß sie ihre Ohrläppchen, die sehr weit durchbohrt sind, nicht zuschneiden. Sie tragen auch Schnuren himmelblauer Knöpfe um Hals, Arm und Schenkel.

Ihre Mäntel sind eben so beschaffen, wie die Mannsmäntel; aber sie schlagen das eine Ende um den Hals, heften es vorne an der Brust mit einer kupfernen Nadel zusammen, und wickeln den übrigen Theil rund um ihren Unterleib, so, daß er bis auf die Schenkel herabfällt. Sie tragen auch eine kurze Schürze, die unter dem Mantel um den Leib gebunden ist, und ein wenig über die Knie reicht. Es ist aus buntem Garn zusammen gewebt, und hat von oben bis unten hin Streifen von allerhand Farben. Wenn sie reiten, setzen sie Strohhüte auf, die wie ein breiter niedriger Zuckerhut, oder wie die chinesischen Hüte gestaltet sind. Ihre Stiefeln sind von eben der Art, wie sie die Männer tragen.

Sechstes Kapitel.

Von der Sprache der Einwohner dieser Länder.

Die Sprachen dieser Indianer sind von einander unterschieden. Ich habe nur die Moluchische, die unter allen die zierlichste und faßlichste ist, erlernet. Eine lange Abwesenheit von diesen Ländern hat mir die Wiedererinnerung an diese Sprache sehr erschweret; nichts desto weniger will ich die beste Nachricht, die nur in meinen Kräften stehet, davon ertheilen, um den Wißbegierigen sowohl, als den Forscher, zu befriedigen.

Diese Sprache ist wortreicher und zierlicher, als man von der Sprache eines ungebildeten Volkes erwarten sollte.

Die Nomina haben nur eine Deklination, und sind alle von gemeinschaftlichem Geschlechte. Der Dativ, Accusativ und Ablativ haben alle einerley Endigung mit ihrem Anfange oder Nachsatze. Es sind nur zwey Numeri, Singular und Plural; der Dual wird gemacht, wenn man das Wort Epu (welches zwey bedeutet) vor das Wort setzt; die Pronomina haben aber alle drey Numeros; die Adjectiva werden vor den Substantivis gesetzt, und verändern ihre Endigungen nicht weder im Casus noch Numerus, als:

Cume	gut
Cume huentu	ein guter Mensch
Cume huentu eng'n	gute Menschen

Declination der Nominum.

Singular.	Plural.
N. Huentu der Mensch	N. Pu huentu die Menschen oder huentu eng'n die Menschen
G. Huentuni des Menschen u. s. w.	G. Puhuentu der Menschen und so weiter wie im Singular.
D. Huentumo	
A. Huentumo	
V. Huentu	
A. Huentumo oder Huentu engu.	

Die Pronomina.

Inche	Ich	Quisu er selbst, ihm und ihn selbst
Eimi	Du	
Vei	Er	Inche quisu ich selbst
Tva od. T'vachi	dieser, e, es	Inchiu wir zwey
Velli	Jener, e, es	Inchin wir viele mehrere
Inei	welche, welchem welchen.	

Und

Und auf die nämliche Art.

Eimi	du	Eim'n	ihr viele
Eimu	ihr zwey		mehrere.

Statt der Pronominum possessivorum braucht man den Genitivum oder das Zeichen des Genitivi der Pronominum, ni, meiner e, es, mi, deiner, e, es. So wird auch m'ten, allein, zuweilen als ein Adjectiv oder Pronomen und ein andermal wieder als ein Adverbium gesetzt.

Die Verba haben nur eine Conjugation, und sind niemal irregularia oder defectiva. Sie werden aus einem Theile der Rede gemacht, indem man ihnen die Endigung eines Verbi giebt, oder das Auxiliarverbum gen, oder wie es ausgesprochen wird, 'ngen, welches mit den lateinischen sum, es, fui, u. s. w. übereinstimmt, beyfügt.

Beyspiele.

1)	P'lle,	nahe
	p'llen, oder P'llengen	ich bin nahe
	P'lley oder P'llengey	er ist nahe.
2)	Cume	gut
	Cumen	gut seyn
	Cumeugen,	gut seyn
	Cumelen	gut seyn
3)	Ata	böse, übel
	Atan	böse seyn
	Atangen	böse seyn
	Atal'n oder Atalcan,	verderben oder böse machen

Die Verba haben drey Numeros, den Singular, Dual und Plural; und eben so viel Tempora, wie in der griechischen Sprache. Sie werden alle durch die Einschaltung gewisser Partikeln vor dem letzten

Buchstaben des Indicativ und vor der letzten Sylbe des Conjunctiv gebildet.

	Präsens	Elun, geben
	Imperfect.	Elubun
	Perfect.	Eluyeen
	Präter. Perf.	Elugeebun
1.	Aorist.	Eluabun
2.	Aorist.	Eluyeabun
1.	Futurum	Eluan
2.	Futur.	Eluyean.

Den Conjunctivus Modus endigen sie mit der Partikel li, streichen statt dieser den Buchstaben n im Indicativ weg, und verändern darnach alle Tempora, wie zuvor, als:

	Präsens	Eluli
	Imperf.	Elubuli
	Perf.	Eluyeeli
	Präter. Perf.	Eluyeebuli
1.	Aorist.	Eluabuli
2.	Aorist.	Eluyeabuli
1.	Futur.	Eluali
2.	Futur.	Eluyeali

Anmerk. Die Huillichen setzen oft statt des Perf. Indicativi Eluyeen und statt des Perf. Conjunctivi Eluyeeli, Eluvin und Eluvili.

Ich habe bemerkt, daß sie sich statt des Imperativi öfters des Futuri Indicativi und zuweilen in der dritten Person bedienten, als, Elupe, laßt ihn geben.

Ein Moluchischer Indianer, der ein Straußeney verzehrte, und Salz verlangte, sagte: Chasimota iloavinquin, lasset mich es mit Salz essen. Iloavin ist hier das Futurum 1. und die dazwischen eingeschaltete Partikel *vi* bedeutet so viel als es. Ob die Partikel

tikel *quin* etwas mehr als eine Zierlichkeit seyn soll, weiß ich nicht; eine gleiche Bewandniß hat es auch mit dem Worte Chasimo*ta*, bey welchem die Schlußsylbe *ta* überflüßig ist, es wäre denn des Wohlklanges wegen; denn Chasimo ist, ohne irgend einem Zusatze, der Ablativ von Chasi, Salz.

Die Tempora werden durch alle ihre Numeros mit den Endigungen des Präsentis Indicativi conjugirt.

Sing.	n,	imi,	y
Dual.	iu,	imu,	ingu
Plur.	in,	im'n,	ing'n

Zum Beyspiel.

Sing.	Elun	Eluimi	Eluy
Dual.	Eluiu	Eluimu	Eluingu
Plur.	Eluin	Eluim'n	Eluing'n.

Im Conjunctiv.

Sing.	li	limi	liy
Dual.	lin	limu	lingu
Plur.	liin	lim'n	ling'n.

Zum Beyspiel.

Sing.	Eluli	Elulimi	Eluliy
Dual.	Eluiu	Elulimu	Elulingu
Plur.	Eluliin	Elulim'n	Eluling'n.

Auf diese Art werden auch alle die andern Tempora conjugirt.

Anmerk. Der 2. Aorist und das 2. Futurum sind nur bey den Picunchen, nicht aber bey den Huillichen gebräuchlich.

Der Infinitivus Modus wird aus der ersten Person des Indicativus gemacht, der man den Genitiv des Pronominis personalis oder ein Pronomen possesivum vorsetzt, um die handelnde oder leidende Person anzuzeigen, und zwar kann man sich hierzu aller Temporum des Indicativ bedienen, als:

ni Elun	ich geben
ni Elubun	du geben
ni Eluvin	er geben

Die andern Pronomina possesiva sind mi, dein, e, und 'n, sein, seine, und nur im Singular gebräuchlich.

Es sind zwey Participien, die eben so wie der Infinitiv gemacht werden, und sich durch alle Tempora conjugiren lassen; das eine ist das Participium activum, das andere das paßivum.

Activ.	Elulu	die gebende Person
Paßiv.	Eluel	die gegebene Sache.

Hieraus entstehen

Elubulu	der da gab
Eluyelu	der da gegeben hat
Elualu	der da geben wird
Eluabulu	der da geben sollte

Elubuel

Elubuel	die Sache, welche gegeben wurde
Eluyeel	die Sache, welche gegeben worden ist
Elual u. s. w.	die Sache, welche gegeben werden wird.

Aus allen diesen und den Verbis activis werden die Paßiva gebildet, indem man das Auxiliarverbum gen hinzufügt, welches in diesem Falle durch alle Tempora hindurch abgeändert oder deklinirt werden kann, indeß der übrige Theil des Verbi unveränderlich bleibet. Z. B.

Elugen	ich bin gegeben
Elugebun	ich wurde gegeben
Elugeli	ich kann gegeben werden
Elungeuyeeli	ich mag gegeben worden seyn
Elungeali, etc.	ich werde gegeben werden.

Eine andere Abänderung leiden die Verba dieser Sprache durch die Transition, wodurch sowohl die handelnde Person, als auch diejenige angezeiget wird, auf welche die Handlung übergehet; und dieses geschiehet durch die Einschaltung oder Hinzusetzung gewisser bestimmter Partikeln. Dieses hat die Sprache, von welcher hier die Rede ist, mit der Peruanischen gemein, wiewohl die letztere in Ansehung des Gebrauchs dieser Partikeln mit mehrerer Schwierigkeit verbunden ist, und eine größere Anzahl derselben enthält. Mich dünkt nicht, daß die Sprachen der Puelchen, Chaco oder Guarainen diese besondere Eigenschaft hätten. Ich werde diese Transitionen zwar nicht alle sammlen können, aber ich will mich doch bemühen, die bestmöglichste Nachricht davon zu geben.

Es sind dieser Transitionen an der Zahl sechs, als:

von mir zu dir oder euch
von euch zu mir
von ihm zu mir
von ihm zu euch
von mir oder euch zu ihm.

und die wechselsweisen Transitionen, wenn sie auf beyden Seiten gleich sind.

Die erste Transition wird durch eymi, eymu und eim'n im Indicativ ausgedrückt, und im Conjunctiv durch elmi, elmu und elm'n; und dieses geht durch alle Tempora hindurch, als

Elun	Ich gebe
Elueymi	ich gebe euch
Elueymu	ich gebe euch zweyen
Elueim'n	ich oder wir geben euch vielen

und im Conjunctiv

Eluelmi
Eluelmu
Eluelm'n

mit ihren Derivativis, den andern Temporibus.

Die zweyte Transition ist von euch zu mir und wird durch die Partikel en ausgedruckt, als, eluen, ihr gebt mir, welches im Dual und Plural elueiu und eluein hat.

Die dritte Transition von ihm zu mir heißt

Sing. Elumon
Dual. Elumoiu
Plur. Elumoin (wenn unserer viele sind.)

Im Conjunctiv.

Sing. Elumoli
Dual. Elumoliyu
Plur. Elumoliin

Die vierte Transition von ihm zu dir wird gemacht, wenn man der ersten Person des Singular eneu beyfügt, als:

Eleuneu, er giebt dir

und eymu mo, eim'n mo zum Dual und Plural.

Im Conjunctiv.

Elmi mo
Elmu mo
Elm'n mo

Die fünfte Transition von mir zu dir, zu diesem oder jenem oder ihm, wird durch die Zwischensetzung der Partikel vi gebildet, als:

Eluvin ich gebe es, oder gebe ihm
Eluvini du giebst ihm
Eluvi er giebt ihm
Eluviyu, Eluvimu } wir oder ihr beyde gebt ihm
Eluviu, Eluvim'n } wir viele geben ihm

Der Conjunctiv hat Eluvili.

Ich halte dafür, daß dieses einigermasen mit dem Tempus perfectum der Huillichischen Sprache gleichlautend ist; sie finden es inzwischen für gut, sich dessen zu bedienen, ob sie gleich selbst wissen, daß es in uneigentlichem Verstande geschieht. Dieses ist aber nicht der einzige Grund der Zweydeutigkeit ihrer Sprache, die besonders in den Präpositionen angetroffen wird, wo eine solche Präposition viele Bedeutungen hat, und dadurch den Sinn sehr verwirret, wie man bey der Deklination ihrer Nominum sehen kann

Die sechste und letzte Transition wird durch alle Numeros, Modos und Tempora conjugiret, auf die nemliche Art, wie die einfachen Verba. Man macht sie durch die Dazwischensetzung der Partikel huu, oder wie es ausgesprochen wird, wu, als

Eluhuun oder } ich gebe mir
Eluwun }

Ayuwimi, du liebest dich

Ayuhui er liebet sich

Ayuhuim'n, etc. ihr liebet einander.

Sie haben noch eine besondere Art, die Verba zu verbinden, indem sie ihre Bedeutungen verändern, die bejahenden verneinend, neutra zu adjectivis machen, und durch die Zwischensetzung der Präpositionen, Adverbiorum, Adjectivorum u. s. w. anzeigen und ausdrücken, wie und auf was Art die Sache geschehen ist, als

Cupan,	kommen
Naucupan,	herabwärts kommen

Nag'n, fallen
Nagcumen fallen machen
Payllac'non eines Mund aufwärts ziehen

von pailla Mund aufwärts und c'non ziehen, legen u. s. w.

Aucan rebelliren
Aucatun noch einmal rebelliren
Aucatul'n einen Aufruhr erregen.
Lan der Tod, oder sterben
Langm'n tödten
Langm'chen Indianer tödten
von langm'n tödten und
che Indianer oder Menschen
Ayun lieben
Ayulan nicht lieben

Pen bedeutet sehen, pevin ich sah ihn, vemge auf diese Weise, und la ist die Verneinung. Diese Wörter werden in eins zusammen verbunden, als pevemgelavin, ich sah ihn nicht auf diese Weise.

Die Zahlwörter sind in dieser Sprache vollständig, und man kann eine jede Anzahl dadurch ausdrücken.

Quine eins
Epu zwey
Quila drey
Meli vier
Kechu fünf
Cayu sechs
Selge sieben

Mari (oder bey den Huillichen Maſſi) zehen
Pataca hundert
Huaranca tauſend

Die zuſammengeſetzten Zahlen ſind folgende

Maſſi quine elf
Maſſi epu zwölf
Maſſi quila dreyzehen
Epu maſſi zwanzig
Epu maſſi epu zwey und zwanzig
Epu maſſi quila drey und zwanzig
Quila pataca dreyhundert
Selge pataca ſiebenhundert u. ſ. w.

Die Adverbia.

Mu	nicht, nein
May	ja
Chay oder Chayula	heute oder gegenwärtig
Vule	morgen
Fvou	hier
Vellu	dort
P'lle	neben, nahe
Allu mapu	von fern, von weitem
Nau	unten oder niederwärts
Huenu	oben drüber
Pule	wider, gegen
Allu pule	entfernt
Chumgechi	auf was Art
Vemgechi oder vemge	auf dieſe Art

mo oder meu { die lateinischen Präpositionen *in, contra, cum, per, ob, propter, intra.*

Cay und Chay, wenn sie nach einem Nomen gesetzt werden, heißen, oder, allein, und vielleicht

Huecu ohne

Um einen deutlichern Begriff von dieser Sprache zu geben, füge ich folgende Proben davon bey.

Das Zeichen des Kreuzes.

Santa cruz ni gnelmeu, inchin in pu
durch das Zeichen des heiligen Kreuzes von unsern
caynemo montulmoin, Dios, inchin in
Feinden erlöse uns, o Gott, unser
Apo, Chao, Votch'm cay, Spiritu Santo cay
Herr, Vaters und Sohns und heiligen Geistes
ni wimeu. Amen.
im Namen des. Amen.

Der Anfang des Vater Unsers.

Inchin in Chao, huenumeuta m'leymi,
Unser Vater, der du bist im Himmel,
ufchingepe mi wi, eymi mi toquin
geheiliget sey dein Name, dein Reich
inchinmo cupupe; eymi mi piel
komme zu uns; dein Wille
chumgechi vemgey huenu mapumo
so wie er geschicht im Himmel,
weingechi cay vemengepe tue-mapumo etc.
geschehe also auch auf Erden u. s. w.

Der Anfang des Glaubens.

Mupiltun Dios, Chaomo vilpepilvoe,
Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater,
huenu vemvoe, tue vemvoe cay,
des Himmels Schöpfer und auch Schöpfer der Erde,
inchin in Apo, Jesu Christomo cay,
an unsern Herrn, Jesus Christus, auch,
veyni m'ten Votch'm, etc.
seinen einzigen Sohn u. s. w.

Anfang der christlichen Lehre.

Fr. Chumten Dios m'ley? Wie viel Götter sind es?

Ant. Qvine m'ten, einer nur.

Fr. Cheu m'ley ta Dios? Wo ist Gott?

Ant. Huenu-mapumo, tue mapumo, Im Himmel, auf Erden, vill-mapumo suma cay; und allenthalben in der ganzen Welt.

Fr. Iney cam Dios? Wer ist Gott?

Ant. Dios Chao, Gott der Vater, Dios Votch'm, Gott der Sohn, Dios Spiritu Santo, Gott der heilige Geist, cay quila Persona geyum, und sind drey Personen, quiney Dios m'ten, nur ein einziger Gott.

Fr. Chumgechi, quila Persona geyum quine m'ten ta Dios? auf was Art, indem es drey Personen sind, ist es nur ein Gott?

Ant.

Ant. T'vachi quila Persona quine
diese drey Personen haben nur ein
gen-n'gen, veyula quine m'len ta Dios.
Wesen, denn dieser Gott ist einer allein.

Diese Proben sind nach dem indianischen Ausdruck eingerichtet, und da, wo das indianische Idiom nicht hinreicht, oder einen falschen Begriff geben möchte, mit wenigen spanischen Worten vermischt. Und dieses, nebst dem angehängten kurzen Wörterverzeichniß, mag genug seyn, einen kurzen, wiewohl unvollkommenen, Begriff von dieser Sprache zu geben.

Ich übergehe einige gemeine Wörter, welche bereits erläutert worden sind.

Anstatt Dirihets und Leuruches lese man durchgängig: Divihets und Leuvuches.

Wörterverzeichniß.

P'llu, die Seele, ein Geist.

Lonco, der Kopf, das Haar.

Az, das Gesicht.

N'ge, die Augen.

Wun oder Huun, der Mund.

Gehuun, die Zunge.

Yu, die Nase.

Voso, die Zähne, die Beine.

Anca, der Körper.

Pue, der Bauch.

Cuugh, die Hand.

Namon, der Fuß.

Pinque, das Herz.

P'nen, ein Kind.

Nahue, eine Tochter.

Peni, ein Bruder

Penihuen, rechte Brüder.

Huinca, ein Spanier.

Seche, ein schöner Indianer.

Huenuy, ein Freund.

Caynce, ein Feind.

Huincha, ein Haarzopf.

Makun, ein Mantel.

Lancattu, Glasknöpfe.

Cofque, Brod.

Ipe, Nahrung, Speise.

In, oder ipen, essen.

Ilo, Fleisch.

Ilon, Fleisch essen.

Putun, Getränke, trinken.

Putumum, ein Becher.

Chilca, die Schrift, das Schreiben.

Chilcan, schreiben.

Sengu, ein Wort, Sprache, auch ein Ding.

Huayqui, eine Lanze.

Huayquitum, mit der Lanze stoßen.

Chinu, ein Messer, Schwert.

Chingofcun, verwunden.

Chingofquen, verwundet seyn.

Conan, ein Soldat.

Conangean, einer, der Soldat wird.

Amon, wandeln oder gehen.

Anun, sitzen.

Anupeum, ein Sitz oder Stuhl.

Anunmahuun, das innere Gefühl, Empfindung.

Poyquelhuun, fühlen, begreifen, empfinden.

Con'n, hineingehen.

Tipan, hinausgehen.

Cupaln, bringen.

Entun, wegnehmen.

Aſeln, einen Widerwillen haben.

Aſelyen, haſſen.

M'len, ſeyn, beſitzen.

Mongen, das Leben, leben.

Mongetun, wieder aufleben.

Suam, der Wille.

Suamtun, wollen.

Pepi, Macht.

Pepilan, mächtig ſeyn.

Quimn, Kenntniß, kennen.

Quimeln, lernen.

Quimelcan, lehren, unterrichten.

Pangi, ein Löwe.

Choique, ein Straußvogel.

Achahual, ein Hahn oder eine Henne.

Malu, eine Eidex.

Cuſa, ein Stein, eine Ecke.

Saiguen, eine Blume.

Milya, Gold.

Lien, Silber.

Cullyin, Münze, Geld.

Cullingen, reich ſeyn.

Cunnubal, arm, elend, ein Waiſe.

Cum panilhue, (rothes Metall) Kupfer.

Chos panilhue, (gelbes Metall) Meßing.

Gepun, Farbe, oder Gemälde.

Saman, ein Gewerbe, Handwerk, Handel, ein Künſtler.

Mamel, ein Baum, Holz.

Manuel-ſaman, ein Zimmermann.

Suca-ſaman, ein Baumeiſter, Hausbauer.

Antuigh, die Sonne, der Tag.

Cuyem oder Kiyem, der Mond, ein Monat.

Tipantu, ein Jahr.

K'tal, Feuer.

Aſee, heiß, Hitze.

Choſee, kalt, Kälte.

Atutuy, es iſt ſchauernd kalt.

E N D E.

Erratenverzeichniß.

Vorbericht.

Seite 9	Zeile 7	statt	lernet	lies	lehret
" 10	" 9	"	Esquinaux	"	Esquimaux
" 12	" 11	"	beschieden	"	bescheiden

Vorrede.

" 16	" 28	"	von	"	an
" 21	" 24	"	geführt. Wenn	"	geführt, wenn

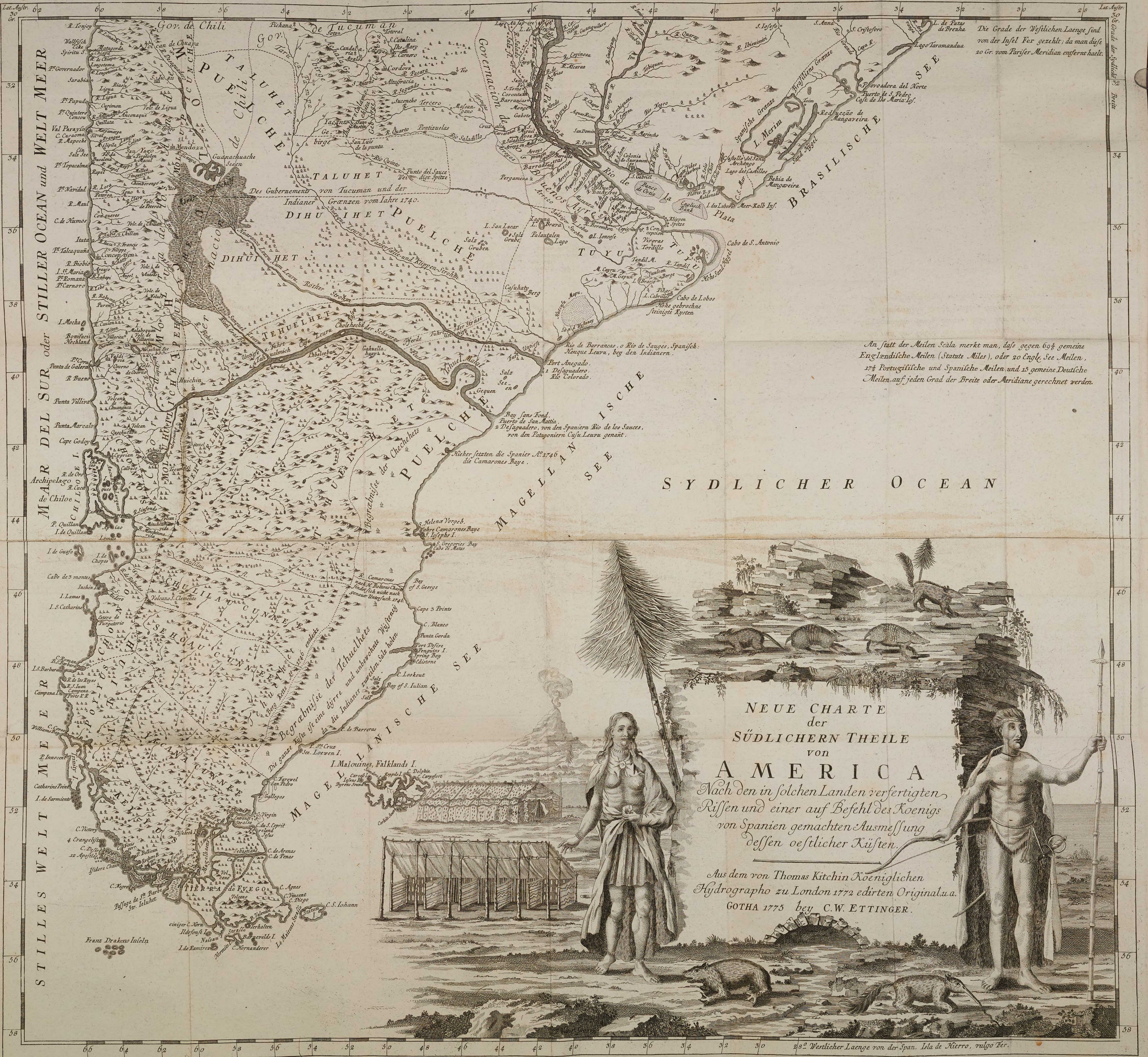
Beschreibung von Patagonien.

" 43	" 3	Troavesia	"	Travesia
" 46	" 20	Chamar	"	Channar
" 51	" 7	Vulcan	"	Vuucan
" "	" 24	Charamoras	"	Choromoros
" 62	" 6	Tercuro	"	Tercero
" "	" 9	Campachin	"	Champachin
" 63	" 9	Puelche	"	Puelchen
" 64	" 17	Piumchen	"	Picunchen
" 80	" 7	über	"	außer
" 94	" 8	magelloniſchen	"	magellaniſchen
" "	" 28	Leuru	"	Leuvu
" 95	" 13	Divihats	"	Divihets
" 97	" 10	Tunueya	"	Tunuya
" 100	" 34	Pehueuchen	"	Pehuenchen
" 101	" 35 u. f.	Hueuchum Larquen	"	Hueuchun Lavquen
" 103	" 22	Nauwolwapi	"	Nauwelwapi
" 104	" 19	Chenos	"	Chonos
" 113 u. 123	" 27 u. 30	Chanos	"	Chonos
" 114	" 32	Nahuelthuaupi	"	Nahuelhuaupi
" 116	" 33	Tancu	"	Tamu
" 122	" 10	Nicolafsquen	"	Nicolafquen
" 124	" 35	durchgängig Dirihets	"	Divihets
" 126	" 15	Pichirele	"	Pichivele
" 127	" 11	Armodillen	"	Armadillen
" 128	" 13	Leuruches	"	Leuvuchen
" 130	" 33	Tſuncanantu	"	Tſeucanantu
" 131	" 5	Caleiyan	"	Caleliyian
" 135	" 17	Chehueliſche	"	Tehuelſche
" 140	" 20	Yuynentuya	"	Chuyuentuya
" 142	" 7	Guayara	"	Guayava
" 144	" 3	Epueungrimgn	"	Epueungeingu
" 149	" 28	In	"	Bey
" 165	" 22	Cumeugen	"	Cumengen
" 166	" 6	Elugeebun	"	Eluyceebun
" 167	" 19	lin	"	liu
" "	" 23	Eluin		Eluliu

Seite

Seite 169	:	26	Guaraimn	: Guaranien
: 171	:	22	Eluvini	: Eluvimi
: 174	:	18	Fvou	: T'vou
: 175	:	4	und vielleicht	: und, vielleicht,
: :	:	22	cupupe	: cupape
: 17	:	15	ſuma	: ſume
: 176	:	3	m'len	: m'ten
: 177	:	22	Caynce	: Caynie
: 179	:	14	Huayquitum	: Huayquitun
: 180	:	7	Aſelyen	: Aſelgen

Buchſtabenverſetzungen, Fehler der Interpunction, und andere dergleichen leicht in die Augen fallende Mängel, die wegen Entlegenheit des Druckorts nicht abgeändert werden konnten, beliebe der Leſer ſelbſt zu verbeſſern.


NEUE CHARTE
der
SŮDLICHERN THEILE
von
AMERICA
Nach den in solchen Landen verfertigten Rissen und einer auf Befehl des Koenigs von Spanien gemachten Ausmessung dessen oestlicher Küsten.
Aus dem von Thomas Kitchin Koeniglichen Hydrographo zu London 1772 edirten Original.u.a.
GOTHA 1775 bey C.W. ETTINGER.
Die Grade der Westlichen Laenge sind von der Insel Fer gezehlt; da man diese 20 Gr. vom Pariser Meridian entfernt haelt.
An statt der Meilen Scala merkt man, dass gegen 69¼ gemeine Englændische Meilen (Statute Miles), oder 20 Engl. See Meilen, 17½ Portugisische und Spanische Meilen und 15 gemeine Deutsche Meilen auf jeden Grad der Breite oder Meridiane gerechnet werden.
SYDLICHER OCEAN
MAR DEL SUR oder STILLER OCEAN und WELT MEER
STILLES WELT MEER
MAGELLANISCHE SEE
BRASILISCHE SEE
Westlicher Laenge von der Span. Isla de Hierro, vulgo Fer.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Falkner, Thomas

Beschreibung von Patagonien und den angrenzenden Theilen von Südamerika nebst einer neuen Karte der südlichen Theile von Amerika

Gotha 1775

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Geogr.o.38
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11428989-1
VD18 14594188-003